

Wackernagel. W.



<36637567010017

Pompeji.

Oeffentlicher Vortrag,

gehalten zu Basel im Namen der Antiquarischen Gesellschaft
27 Oct. 1849

von

Wilhelm Wackernagel.

Basel,
Druck und Verlag der Schweighauserschen Buchhandlung.
1849.

Den Freunden

in

Neapel, Castellammare, Salerno, Angri und S. Jorio.

Es kann weniger das Gemüth, mehr nur den forschenden Verstand des Wanderers beschäftigen, wenn er die verlaßnen und verlorenen Städte der alten Mexicaner oder, wie noch ich vor nur kurzer Zeit, das Hagiar-Chem auf Malta betritt, jenen Tempelbau von kaum behauenen, nur roh verzierten Felsenmassen, der sicherlich aus urältester Zeit ist, aber niemand weiß, ob das Werk Phönicischer Seefahrer oder welches Volkes früherer Jahrtausende sonst. Nur den Verstand, während das Gemüth kaum berührt wird: denn zwischen uns und den unbekannten untergegangenen Erbauern dieser Tempel und Paläste laufen keine Fäden tieferer innerer vertraulicher Beziehung.

Ganz anders ist der Eindruck, und auch unser Herz wird tief bewegt, wenn wir den grossen und schönen Werken gegenüberstehn, welche die bauende Kunst der Griechen und der Römer fest in die Erde gegründet und ihre Bildnerei geschmückt hat. Denn hier ist, worauf unser Auge weilt, die Verlassenschaft von Völkern, die all unser Wissen begonnen haben und deren Kunst noch immer das hohe Vorbild der unsrigen ist, gleichsam das Erbe älterer Brüder, denen wir unsre Erziehung verdanken. Ist doch der Stufengang, in welchem dieses Erbe bis auf uns gelangt ist, ein so wenig unterbrochener, daß manche der alten Römerwerke noch heut dem lebendigen Gebrauche dienen, sei es noch derselbe, sei es auch ein andrer

als vordem, daß in dem Amphitheater zu Nimes wiederum Thiergefechte gehalten werden, daß aus der alten Wasserleitung eben dieser Stadt eine Brücke, der **Pont du Gard**, aus dem Pantheon zu Rom eine Kirche und ebendort aus dem Mausoleum Kaiser Hadrians die Engelsburg, aus dem des Augustus ein Haus für Kunstreiter geworden, daß überhaupt das neue Rom ganz aus dem alten in beständigem Fortschritt hervorgewachsen ist.

Noch ernster jedoch als in solchen Fällen, wo das spätre Geschlecht die Werke des früheren darum geschont hat, weil es dieselben zu seiner Bequemlichkeit und Erheiterung zu nützen weiß, ernster fühlen wir uns angesprochen, und es beschleicht uns eine tief wehmüthige, ja unheimliche Empfindung, wenn wir bei S. Remy auf einsamer Felsenhöhe, weder von neuerem noch von irgendwelchem Ueberrest älteren Anbaues mehr umgeben, einen Triumphbogen und einen Grabthurm in blendender Weisse des Marmors, im reichsten, wenig versehrten Schmucke der Bildhauerei sich erheben sehn; noch mehr, wenn eine ganze Stadt des classischen Alterthumes, unverändert wie sie im Alterthum gewesen, und so, wie deren Bewohner plötzlich ihr Tagewerk haben liegen lassen, eine ganze Stadt mit den noch frischen Merkmalen des alten Lebens und Verkehrs aus dem Schoosse der Erde, die sie begraben hatte, wieder an unser Tageslicht geboren wird. Es ist, wie in jenem Märchen: ein Zauber hat alles Leben mit einem Male gehemmt, und wir warten des neuen Zauberwortes, damit der Schlaf sich löse, und das Leben in seiner Geschäftigkeit da wieder fortfahre, wo es vor langen Jahrhunderten inne gehalten.

Ein Alterthum dieser Art und in dieser Art einzig ist Pompeji: „die Stadt der Todten“ sagte Walter Scott, als

er in ihren verödeten Strassen wandelte; Pompeji, im Jahre 79 nach Christo durch einen Ausbruch des Vesuv verschüttet, und nun seit dem Jahre 1748 schrittweis wieder aufgegraben. Von da an, das ganze Jahrhundert hindurch, hat der Forscherfleiß einheimischer wie fremder Gelehrten aus den Schätzen, welche hier gehoben worden, die Alterthumskunde immer mehr bereichert, aus der lebendig gegenwärtigen Anschauung, die hier sich bietet, unsre Kenntniß von dem Häuserbau der Alten und von den sonstigen Dingen ihres Alltagslebens vervollständigt und berichtigt und für die Geschichte der classischen Kunst Ergebnisse von der grösten Wichtigkeit gewonnen. Und nicht bloß in so reichem Maasse die Wissenschaft, sondern dem gemäß, was eben vorher ist angedeutet worden, auch die Poesie hat aus dem Quell geschöpft, der hier plötzlich hervorbrach: eine der schönsten Dichtungen Schillers hat Herculaneum und Pompeji zum Gegenstande, und vor noch kürzerer Zeit ist es von einem der vorzüglichsten Romanendichter Englands, von Bulwer in seinen letzten Tagen Pompejis, versucht und mit dem besten Glücke versucht worden, „diese verlassenen Strassen" (ich brauche die Worte Bulwers selbst) „noch einmal zu bevölkern, diese lieblichen Trümmer wieder aufzubauen, neu zu beseelen die Gebeine, die seinem Auge noch aufbehalten waren, den Abgrund von achtzehn Jahrhunderten zu überschreiten und zu einem zweiten Dasein zu wecken die Stadt der Todten."

Nach solchen Vorgängern auf dem wie auf jenem Gebiete, auf dem der Wissenschaft und dem der dichtenden Kunst, darf es allerdings, ich fühle das und fürchte es wohl, als eine Vermessenheit erscheinen, wenn auch ich jene anziehenden Ueberreste des Alterthumes zum Stoff einer erzählenden und beschreibenden Darstellung wähle: dennoch, im Vertrauen auf die Nach-

sicht der Fachgelehrten unter Ihnen, im Vertrauen, daß manchem der hier gegenwärtigen der Stoff nicht so bekannt und darum eine Darstellung desselben vielleicht willkommen sein wird, und auch aus einem tief empfundenen Gefühle der Verpflichtung unternehme ich es, Ihnen das Bild der alten Campanerstadt so vor Augen zu führen, wie ich selbst im Verlaufe des letzten Sommers bei wiederholten Besuchen es gesehen und beinah an Ort und Stelle, im beständigen Anblick des harmlos lachenden Meeres und Geländes und des immer noch verderbendrohenden Vulcans aufgezeichnet habe.

Pompeji war eine von mehreren Städten, mit denen die Oskischen Ureinwohner Campaniens, verstärkt durch den Zufluß Griechischer Einwanderung, den Fuß des Vesuv umgürtet hatten: auch Herculaneum lag dort, das man gewöhnlich, aber unrichtig, Herculanum nennt, Teglana, Stabiä, Oplontis, Taurania, und Neapel oder Parthenope. Sie fürchteten die Nähe des Berges nicht, sie bauten auf seine Lava und mit derselben, und führten ihre Baum- und Rebenpflanzungen bis an den Rand des weiten Kraters, der zuoberst sich aufthat: denn die Ausbrüche hatten sich schon lange auf diesen eingeschränkt, und die unterirdische Hitze und die Fruchtbarkeit des vulcanischen Bodens belohnten und reizten den Fleiß des Menschen. Die bedeutendsten der genannten Städte scheinen Herculaneum und Pompeji gewesen zu sein, und Neapel erst durch den Untergang dieser beiden groß geworden. Die bedeutendste wohl Herculaneum: schon das Wenige, das man von dieser wiederum hat sehen dürfen, bezeugt einen grösseren Stil des wissenschaftlichen, des künstlerischen, überhaupt alles Lebens. Nächst Herculaneum aber Pompeji, das auch wie jenes am Gestade des Meers, wo der Fluß Sarnus in dasselbe mündete, etwa zwei Meilen von

Herculaneum ostwärts und drei von Neapel entfernt gelegen war. Allerdings nur eine Provincialstadt, und so lange sie bestand, ohne geschichtlichen Namen: doch die Gunst der Lage zwischen solchem Land und solchem Meere, der Zusammenfluß des Griechischen mit dem altitalischen und dem neu befruchtenden Römischen Leben (seit 290 vor Chr. war Pompeji mit dem übrigen Campanien an Rom gekommen, und Augustus schickte eine Colonie dahin), die Selbständigkeit, deren sie in ihrer Verfassung genoß, und die Sinnesart des Campanischen Volkes, die noch heut aus Genußsucht und emsiger Betriebsamkeit gemischt ist, alles dieses gab ihr eine nicht unansehnliche Grösse und Bevölkerung, einen bewegten Verkehr der Gewerbe und der Handelschaft und eine Fülle der Dinge, die das Leben erheitern konnten: das Amphitheater, das freilich auf den Besuch aus Nachbarorten mit berechnet war, vermochte bis an 20000 Menschen zu fassen, Läden und Handwerksstätten und Wirthshäuser aller Art wechselten mit grösseren, ebenso bequemen als glänzenden Wohngebäuden ab, noch sieht man überall in dem harten Lavapflaster die tiefeingeschnittenen Wagengeleise, und die Seiltänzer von Pompeji sind seiner Zeit berühmt gewesen.

Aber bald nachdem es mit dem Beginn des Kaiserreiches seine höchste Blüte gefunden hatte, kam das Verderben und kam der Untergang. Schon im Jahre 63 n. Chr. hatte ein Erdbeben seine Festen erschüttert und besonders im südlichen Theile viel zerstört; die Spuren davon waren kaum verwischt, die zerrütteten Tempel eben erst wieder aufgerichtet worden: da, am 24 August des Jahres 79, erfüllte sich, was das Erdbeben nur gedroht hatte: der Vesuv brach die Ruhe, deren man seit unvordenklicher Zeit an ihm gewohnt war, Pompeji, Herculaneum, Teglana, Stabiä, Oplontis, Taurania wurden mit

Gestein und Asche d. h. vulcanischem Sande überschüttet, mit Lavaströmen überschwemmt, und die früher den Saum des Meers und des grünen Landes wie Juwele geschmückt hatten, lagen plötzlich im Schooß der Finsterniß begraben. Damals ward auch der Sarnus und ward über eine Italiänische Meile weit das Meer von Pompeji zurückgedrängt: doch sind die Spuren der früheren Annäherung noch heut im Erdreich zu erkennen.

Wir haben aus dem Alterthume selbst zwei ausführliche Schilderungen des grausenhaften Ereignisses; ich wiederhole dieselben um so lieber, als die eine von einem Augenzeugen herrührt, die andre aber, obschon um vieles später aufgesetzt, doch sichtlich auf der besten Ueberlieferung beruht.

Der Augenzeuge ist der jüngere Plinius, dessen Oheim, der berühmte Verfasser der Naturgeschichte, von Menschenliebe und Wissensdurst getrieben, damals selbst den Tod gefunden hatte. Er schreibt hierüber an Tacitus, den Historiker: „Du verlangst, daß ich dir das Ende meines Oheims beschreibe, damit du es der Nachwelt desto wahrhafter überliefern könnest. Ich danke dir: denn ich weiß, daß seinem Sterben, wenn es von dir gefeiert wird, unsterblicher Ruhm beschieden ist. — Er war zu Misenum und befehligte selbst gegenwärtig die Flotte. Am 24 August, ohngefähr um die siebente Tagesstunde, meldet ihm meine Mutter, es zeige sich eine Wolke von ungewohnter Grösse und Gestalt. Er hatte sich gesonnt, darauf ein kaltes Bad genommen, hatte liegend gefrühstückt, und studierte; er verlangt seine Sandalen, und besteigt einen Platz, von welchem aus jenes Wunder am besten konnte beobachtet werden. Eine Wolke (den fernher schauenden ungewiß, von welchem Berge: nachher erfuhr man, daß es der Vesuv gewesen)

stieg empor, deren Gestalt kein anderer Baum so treffend als eine Pinie bezeichnen möchte: denn wie auf einem sehr langen Stamm in die Höhe gehoben, gieng sie in mehrere Zweige aus einander, ich denke, weil sie, von dem ersten starken Hauch emporgetrieben, dann, als derselbe schwächer ward, sich selber überlassen, oder auch von ihrer eignen Schwere bewältigt, in die Breite sich verlor; bald weiß, bald schmutzig und gefleckt, je nachdem sie Erde oder Asche mit fortgeführt hatte. Die Sache schien ihm, dem so gelehrten Manne, groß und näherer Kenntnißnahme werth. Er befiehlt einen Kahn zu rüsten; mir, wenn ich mitkommen wolle, stellt er es frei. Ich antwortete, ich wolle lieber arbeiten, und zufällig hatte er mir selbst etwas zu schreiben gegeben. Er verließ das Haus; da erhält er einen Brief. Die Seeleute zu Retina, erschreckt von dem drohenden Unheil (denn dieses Gut lag gerade darunter, und man konnte nur auf Schiffen entfliehn), baten ihn sie aus so grosser Gefahr zu retten. Er verändert seinen Entschluß: aber was er mit wißbegierigem Sinn begonnen, unternimmt er mit grossem. Er befiehlt die Vierruderer ins Meer zu lassen, und geht selbst an Bord um nicht bloß in Retina, sondern noch vielen (denn die liebliche Küste war dicht bevölkert) Hilfe zu bringen. Von wo die Anderen fliehen, dahin eilt er, und hält geraden Lauf, gerades Steuer in die Gefahr hinein, so frei von Furcht, daß er alle Bewegungen, alle Gestalten jenes Schreckens, wie er sie mit den Augen erfaßt hatte, aufschreiben ließ und sich bemerkte. Schon war Asche auf die Schiffe gefallen, immer heisser und dichter, je näher er kam; schon auch Bims und schwarze und verbrannte und vom Feuer zerstückte Steine; schon zeigte sich plötzliche Untiefe und das Ufer durch Bergstürze unzugänglich; kurze Zeit schwankte er, ob er um-

wenden solle: alsbald aber sprach er zum Steuermanne, der ihm dazu rieth „Dem Muthigen hilft das Glück; fahre zu Pomponianus.“ Dieser war zu Stabiä, durch den ganzen Busen von ihm getrennt: denn zwischen allmälich geründete und gekrümmte Ufer strömt das Meer. Hier, obschon noch die Gefahr nicht andrang, aber vor Augen und, wenn sie wuchs, ganz nahe war, hatte Pomponianus seine Habseligkeiten zu Schiffe gebracht, in der Aussicht zu entfliehen, sobald der Gegenwind sich gelegt hätte. Mein Oheim, von eben diesem Winde, der ihm ein Fahrwind war, herzugeführt, umarmt den Zitternden, tröstet ihn, muntert ihn auf, und läßt, um dessen Angst durch die eigene Zuversicht zu beschwichtigen, sich ins Bad bringen; gebadet, liegt er nieder und speist, heiter oder doch, was ebenso groß ist, heiter aussehend. Inzwischen leuchteten aus dem Berg Vesuvius an mehreren Stellen die breitesten Flammen und hohe Feuersbrunst hervor, deren Schein und Helle durch das Dunkel der Nacht gesteigert ward. Er, um dem Schreck entgegen zu treten, sagte, es wären Landgüter, die von der Angst der Bauern dem Feuer preisgegeben und geräumt, in der Verlassenheit brennten; dann begab er sich zur Ruhe, und er ruhte im wahrhaftesten Schlaf. Denn sein Athemzug, der seiner Wohlbeleibtheit wegen schwerer und lauter war, ward von denen gehört, die an der Schwelle ab und zugiengen. Aber der Hof, aus welchem man in das Zimmer trat, war von Asche und darunter gemischten Bimssteinen schon so hoch angefüllt, daß wenn er länger in dem Schlafgemach weilte, ihm der Ausgang unmöglich war. Geweckt, kommt er hervor und begiebt sich zu Pomponianus und den Andern, welche gewacht hatten. Man beräth gemeinschaftlich, ob man in dem Hause bleiben oder das Freie suchen wolle.

Denn von wiederholten starken Stößen wankte das Haus und schien sich, von seiner Stelle fortgehoben, nun hier, nun dorthin auf und ab zu bewegen. Unter freiem Himmel ward wiederum der Fall der zwar leichten und zerfressenen Bimssteine gefürchtet. Doch die Vergleichung der Gefahren ließ das letztere wählen; bei ihm besiegte eine Erwägung, bei den Uebrigen eine Furcht die andre. Sie legen Kissen auf die Köpfe und binden sie mit den Leintüchern fest: das war ihr Schutz gegen den fallenden Auswurf. Schon war es Tag anderwärts, dort eine Nacht, schwärzer und dichter als alle Nächte: doch viele Fackeln und allerlei Lichter erhellten sie. Man beschloß an das Ufer zu gehn und aus der Nähe zu schauen, was jetzt das Meer gestatte: aber noch immer war es wild und der Fahrt entgegen. Dort auf dem abgeworfenen Leintuche liegend, verlangte er ein und mehrmals frisches Wasser, und trank. Da treiben die Flammen und der Vorbote der Flammen, der Schwefelgeruch, die Uebrigen in die Flucht, ihn auf von seinem Lager. Auf zwei Sclaven gestützt, erhob er sich, und sank zusammen alsbald, wie ich vermuthe, weil ihm von dem dichteren Qualm der Athem benommen und der Schlund zusammengedrückt ward, der bei ihm von Natur schwach und eng und dem Schlucken unterworfen war. Als es wieder Tag geworden, der dritte nach dem, welchen er zuletzt gesehen hatte, ward seine Leiche gefunden, ganz, unverletzt, und bedeckt, wie er gekleidet gewesen; die Haltung derselben eher einem Schlafenden als einem Todten gleich. Inzwischen waren ich und die Mutter zu Misenum. Aber das gehört nicht zur Geschichte, und du wolltest ja nur von seinem Ende wissen. Ich schliesse demnach. Eines füge ich hinzu, daß ich Alles, was ich selber mit erlebt und was ich gleich nachher, wo noch am meisten

Wahres erzählt wird, habe berichten hören, wahrhaft ausgeführt habe. Du wirst das Wichtigste davon nehmen. Denn es ist ein Andres einen Brief, ein Andres eine Geschichte, ein Andres dem Freunde, ein Andres Allen schreiben. Lebe wohl!"

Und noch einmal derselbe an denselben. „Du sagst, angezogen von dem Briefe, den ich auf dein Verlangen dir über den Tod meines Oheims geschrieben, wünschest du zu erfahren, was ich, den er zu Misenum zurückgelassen (denn dabei hatte ich im Eingang abgebrochen), nicht bloß an Furcht, sondern auch an Unglück erduldet habe. „Des zu gedenken erschrickt mir das Herz — doch ich beginne." Nach der Abreise des Oheims wandte ich die übrige Zeit auf meine Studien: denn deshalb war ich zurückgeblieben; darauf ein Bad, eine Malzeit, ein unruhiger und kurzer Schlaf. Es war manche Tage hindurch ein Erdbeben vorangegangen, weniger erschreckend, weil das in Campanien gewöhnlich: in dieser Nacht aber ward es so stark, daß Alles nicht bloß bewegt, sondern umgekehrt zu werden schien. Die Mutter stürzt in mein Schlafgemach: ich stand gerade auf um meines Theils sie zu wecken, falls sie schliefe. Wir setzten uns in den Hof des Hauses, der das Meer vom Gebäude durch einen kleinen Zwischenraum trennte. Ich weiß nicht, ob ich es Standhaftigkeit oder Unklugheit nennen soll (denn ich war damals 22 Jahre alt): ich fordre einen Band des Titus Livius und lese wie in aller Muſſe und mache sogar, wie ich begonnen hatte, Auszüge. Da kommt ein Freund meines Oheims, der kürzlich aus Spanien bei ihm eingetroffen; wie er mich und die Mutter sitzend, mich aber sogar lesen sieht, schilt er ihre Geduld und meine Sorglosigkeit. Ich bleibe nicht minder eifrig bei meinem Buche. Schon war es die erste Tagesstunde, und der Tag noch immer zweifelhaft

und gleichsam träge; schon waren die ringsum liegenden Gebäude zerrüttet, und darum an dem zwar offnen, aber engen Platze die Gefahr der Verschüttung groß und sicher. Da erst schien es rathsam, die Stadt zu verlassen. Es folgt uns der bestürzte Volkshaufe, und was in der Angst ähnlich der Klugheit ist, er zieht die fremde Einsicht der eigenen vor, und drängt und treibt in ungeheurem Zuge die Fliehenden vorwärts. Ausserhalb der Häuser angelangt, stehen wir still: viel Wunderbares da, viele Schrecken erfahren wir. Denn die Wägen, die wir hatten herausführen lassen, schwankten, obschon das Feld ganz eben war, nach entgegengesetzten Seiten und blieben nicht einmal, wenn sie mit Steinen unterlegt wurden, auf demselben Flecke. Außerdem schien das Meer in sich selbst verschluckt und vom Beben der Erde zurückgetrieben zu werden. Wenigstens war das Ufer vorgerückt und hielt viele Meerthiere auf dem trockenen Sande fest. Von der andern Seite klaffte eine Wolke, schwarz und fürchterlich, von dem gewundenen und zuckenden Lauf des flammenden Hauches zerrissen, in lange Feuergestalten aus einander: sie waren Blitzen ähnlich, aber grösser. Da sprach eben jener Freund aus Spanien, nachdrücklicher und dringlicher „Wenn dein Bruder, wenn dein Oheim lebt, so wünscht er euch gerettet; wenn er umgekommen ist, so hat er euch lebend gewünscht: darum was zaudert ihr zu fliehn?" Wir antworteten, wir würden uns nicht unterfangen, ungewiß über seine Rettung, für die unsre zu sorgen. Unverweilt stürzt er fort und entzieht sich im schnellsten Laufe der Gefahr; nicht lange darauf, so steigt jene Wolke zur Erde nieder und überdeckt das Meer. Sie hatte Capreä umgeben und verhüllt, und was von Misenum hervorragt, dem Blick entzogen. Da bittet und ermahnt und befiehlt die Mutter, ich solle irgend-

wie fliehen: ich, der Jüngling, könne es; sie, unter der Last ihrer Jahre und ihres Leibes, werde eines guten Todes sterben, wenn sie meinen Tod nicht verschuldet habe. Ich dagegen, ich würde mich nicht retten ausser mit ihr. Darauf, ihre Hand ergreifend, nöthige ich sie den Schritt zu beschleunigen; sie gehorcht widerstrebend und klagt sich an, daß sie mich aufhalte. Schon fällt Asche, noch aber dünner; ich sehe mich um: rückwärts hieng dichte Finsterniß herab, die uns, wie ein Strom über das Land ergossen, folgte. „Gehen wir auf die Seite" sagte ich, „so lange wir noch sehen, damit wir nicht, auf der Strasse liegend, von dem Haufen der Nachfolgenden im Finstern zertreten werden." Kaum hatten wir uns niedergesetzt, und es war Nacht, nicht wie eine mondlose oder bewölkte, sondern wie in verschlossenen Räumen, wenn das Licht gelöscht ist. Da konnte man das Heulen der Weiber hören, der Kinder Wimmern und der Männer Geschrei: hier Eltern, da Weibern, dort Kindern ward suchend gerufen und auf ihren Ruf gehorcht; dieser bejammert das eigne, jener der Seinen Mißgeschick; Manche flehten aus Furcht vor dem Tode um den Tod. Viele erhoben ihre Hände zu den Göttern; mehr noch behaupteten, es gebe nirgend mehr Götter, und dieses sei eine ewige und für die Welt die letzte Nacht. Auch fehlte es nicht an solchen, die durch ersonnene und erlogene Schrecken die wahre Gefahr vergrösserten. Es kamen Leute und meldeten, zu Misenum sei dieses eingestürzt und jenes brenne; fälschlich, aber man glaubte ihnen. Es erhellte sich etwas, aber uns schien das nicht der Tag, sondern ein Zeichen des nahenden Feuers. Und das Feuer hielt zwar in einiger Entfernung still: aber Finsterniß wiederum, und wiederum viele und schwere Asche; wir schüttelten sie wiederholt aufstehend von uns, sonst

wären wir von der Last überdeckt oder gar erdrückt worden. Ich könnte mich rühmen, daß mir in so grossen Gefahren kein Seufzer, kein Wort der Entmuthigung entfahren sei, wenn ich mich nicht dem kläglichen und dennoch grossen Troste der Sterblichkeit ergeben hätte, daß ich mit Allem, Alles mit mir zu Grunde gehe. Endlich verdünnte sich jenes Dunkel und löste sich gleichsam in Rauch oder Nebel auf; bald war es wirklich Tag, auch die Sonne erschien, aber blaß, wie sie zu sein pflegt, wenn sie sich verfinstert. Den noch zagenden Augen trat alles verändert entgegen und mit tiefer Asche- wie mit Schnee überzogen. Nach Misenum zurückgekehrt, sorgten wir, so gut es gieng, für den Leib und brachten dann eine unruhige und zweifelvolle Nacht zu, in Hoffnung und in Furcht; die Furcht war stärker. Denn das Erdbeben dauerte fort, und viele Wahnsinnige höhnten in grauenhaften Weissagungen das eigne wie das fremde Unglück. Uns jedoch kam nicht einmal da, obschon wir Gefahr sowohl erlebt hatten als erwarteten, der Gedanke wegzugehn, bis wir Nachricht über den Oheim hatten. Dieses, das der Geschichte durchaus nicht würdig ist, wirst du nicht lesen um es zu schreiben, und wirst, als der es verlangt hat, dir selbst die Schuld geben, wenn es nicht einmal eines Briefes würdig scheint. Lebe wohl!" Uebrigens ist Tacitus in seinem Geschichtswerke nicht so weit gelangt, daß er diese Mittheilungen seines Freundes hätte benützen können.

Während Plinius das Ereigniß nur im Bezug auf Stabiä, das heutige Castellammare, und auf Misenum schildert, findet sich, was uns näher berührt, der Bezug auf Pompeji bei dem späteren Berichterstatter, bei Dio Cassius im 66sten Buch der Römischen Geschichte; durch ihn erfahren wir auch

Einiges mehr von der abergläubischen Auffassung, die sich den entsetzten Gemüthern aufdrängen mußte. Er also erzählt: „In Campanien trug sich Schreckliches und Wunderbares zu. Gegen die Herbstzeit nämlich brach plötzlich ein grosses Feuer aus. Am Meere bei Neapel ist der Berg Vesuv; er hat reiche Quellen des Feuers. Einst war er ganz gleichmässig hoch, und mitten aus ihm stieg das Feuer empor. Denn hier allein ist er in Brand gekommen, die ganze Aussenseite aber ist jetzt noch feuerlos. Deshalb, weil diese nie entzündet ist, die Mitte aber am Feuer verdorrt und zu Asche wird, hat der Gipfel ringsumher bis jetzt die ursprüngliche Höhe, die ganze Brandstätte aber, mit der Zeit verzehrt, ist durch die Senkung hohl geworden, so daß der gesammte Berg, um Kleines mit Grossem zusammenzustellen, einem Schauplatze für Thiergefechte gleicht. Seine Höhe hat viele Bäume und Reben, der Kreis aber ist dem Feuer überlassen, und giebt des Tages Rauch von sich, des Nachts aber eine Flamme, so daß es aussieht, als würde in ihm viel und allerlei Weihrauch angezündet. Und dieß geschieht immer so, zuweilen mehr, zuweilen weniger; oft aber stößt er auch Asche aus, wenn eine Fülle sich gesenkt hat, und wirft Steine empor, wenn er vom Winde überwältigt wird; und er tost und brüllt, weil er nicht feste, sondern lockre und verborgene Luftöffnungen hat. So nun ist der Vesuv, und dieß geschieht auf ihm beinahe jährlich. Aber was sonst sich zu dieser Zeit zugetragen, wenn schon es selbst denen, die es immer sehen, über das Gewöhnliche groß erschien, es möchte doch, auch alles in eins zusammengenommen, gering zu achten sein im Vergleich mit dem, was damals sich begab. Es verhielt sich nämlich so. Viele grosse Männer, alle menschliche Art überragend, wie die Giganten gemalt werden, schienen, bald

auf dem Berge, bald in dem umliegenden Land und in den Städten, bei Tag und bei Nacht auf der Erde zu wandeln und in der Luft zu schweben. Und darauf kam erschreckliche Dürre und plötzlich heftige Erschütterungen, so daß die ganze Ebene aufwallte und die Höhen emporsprangen. Und Töne vernahm man, theils unter der Erde, Donnern ähnlich, theils über derselben, gleich Gebrülle, und das Meer brauste und der Himmel hallte wieder. Und nach diesem ward plötzlich ein ungeheuerer Krach gehört, als ob die Berge zusammenfielen, und es fuhren zuerst übergrosse Steine empor, so daß sie bis zum Gipfel gelangten, dann vieles Feuer und entsetzlicher Rauch, so daß die ganze Luft dunkel und die Sonne ganz verhüllt ward, wie wenn sie sich verfinsterte. Nacht also ward aus dem Tage und Schatten aus dem Licht, und die Einen glaubten, die Giganten empörten sich (denn auch jetzt erschienen viele Gestalten derselben im Rauch, und ausserdem ward auch Trompetenruf gehört), die Andern aber, die ganze Welt gehe in ein Chaos oder in Feuer unter. Und deshalb flohen sie, die Einen aus den Häusern auf die Strassen, die Andern von aussen hinein, und wieder Andre vom Meer aufs Land und von diesem auf das Meer, bestürzt und alles ihnen entlegene für zuverlässiger als das Nahe haltend. Während dieses geschah, stürmte unsägliche Asche daher und nahm die Erde und das Meer und die ganze Luft ein. Und sie that sonst viel Schaden, wie es sich gerade traf, an Menschen und Land und Vieh und tödtete alle Fische und Vögel, und verschüttete ausserdem zwei ganze Städte, Herculaneum und Pompeji, da eben die Bevölkerung der letztern im Theater saß. Denn der Staub war überhaupt so groß, daß von ihm bis nach Africa und Syrien und Aegypten kam, und er auch bis nach Rom gelangte

und die Luft über ihr erfüllte und die Sonne verschattete. Und es entstund auch hier eine nicht geringe Furcht für viele Tage, indem die Menschen nicht wußten, was geschehen war, und es nicht vermuthen konnten; sondern auch sie meinten, es wende sich alles zuunterst zuoberst um, und die Sonne sinke zur Erde und erlösche, die Erde aber steige zum Himmel auf. Diese Asche nun that ihnen damals keinen grossen Schaden, nachher aber brachte sie ihnen eine erschreckliche pestartige Krankheit."

Wir haben diesen Berichten nur Einiges in Betreff Pompejis, dessen Anschauung uns wieder vergönnt ist, beizufügen.

Pompeji ist lediglich durch den Stein- und Aschenregen vom Angesichte der Erde gerückt worden: nur solcher Schutt überdeckt es, bis zu einer Tiefe von 15 Fussen: aber keine Spur von Zerstörung durch Lava und kaum eine des Erdbebens. Darum steht, allgemein betrachtet, noch sämmtliches Mauerwerk, es steht da wie erst neulich aufgeführt, und nur die Dächer sind eingedrückt, die hölzernen Thüren und Treppen von der Glut der Asche oder von der späteren Feuchtigkeit des Erdreiches verzehrt worden. Die Lava hat ihren Weg mehr westlich genommen und namentlich Herculaneum dort in ihren Feuerstrom verschlungen; noch jetzt sind in jener Gegend die unerschöpften Lavabrüche von Torre del Greco.

Aus dem von Dio Cassius berührten Umstande, daß die Pompejaner gerade im Theater versammelt gewesen, erklärt sich, weshalb, in der Stadt selber wenigstens, nur eine so geringe Anzahl umgekommen: man hat bisher nur die Ueberreste von etwa vierhunderten entdeckt: es scheint demnach, daß all die übrigen Tausende, da die Theater so nahe den Thoren lagen, unmittelbar zur Stadt hinausgeflohen seien. Eben darum ist auch so weniges gerettet worden, und Hab' und Gut

in fast allen Häusern vollständig und unverrückt stehn geblieben. Die Aermsten durften auch kaum versuchen etwas zu retten. Ein Priester oder Diener der Isis wollte sich mit Kostbarkeiten des Heiligthumes flüchten: man hat seine Leiche, noch belastet, im Forum aufgefunden. Einen andern überraschte bei dem gleichen Geschäft schon im Tempel selbst die zunehmende Verschüttung; schon hatte er sich um einen neuen Ausweg zu finden mit einem Beile durch zwei Wände durchgehauen: vor der dritten aber ist er, erstickt oder von der Angst erschöpft, zusammengesunken. Ebenso lag beim Hause des Cajus Sallustius die Leiche eines Weibes mit Geld und Schmuck und einem Spiegel.

Dem Verderben in der Stadt also sind die Einwohner gröstentheils entronnen: ob aber auch ausserhalb der Stadt? Nur wenige mögen es auch da noch, wie es von Himmel und Erde und selbst von der See her kam, überstanden haben. Titus, welcher damals Rom beherrschte, dachte daran, die untergegangenen Städte wiederherzustellen: indessen ist es bei Pompeji wenigstens zu keinem neuen Anbau gekommen: man begnügte sich, wovon noch in neuerer Zeit die Spuren bemerkt worden, hin und wieder durch den Schutt hinab in die Häuser zu graben und die werthvolleren Dinge, die man darin fand, wieder ans Licht, vielleicht auch wieder an den alten Herrn zu bringen.

Und noch bedeutendere Nach- und Ausgrabungen müssen in den folgenden Jahrhunderten, vielleicht noch im Verlaufe des Mittelalters geschehen sein. Es fällt nämlich auf, in welchem Zustand der Zerstörung sich die am Rande der Stadt und in der Höhe gelegenen und namentlich die öffentlichen Gebäude, die einen weiteren und breiteren Raum einnehmen und

höher aufwärts reichen, die also von der Asche nicht so tief konnten verschüttet werden, und deren Dasein auch unter dem Schutte sich leichter verrathen mußte als das Dasein der kleinern niederen Häuser der Privaten: es fällt auf, in welchem Zustand der Zerstörung sich all diese grösseren Gebäulichkeiten befinden. Das Gemäuer der Villa Ciceros, die frei und hoch über dem Abhang eines Hügels liegt, ist wild durch einander geworfen; von den Säulen des Forums und denen der Basilica steht beinah keine mehr vollständig, von denen des Herculestempels stehen kaum noch die Fußgestelle da; die Sitzstufen des Odeums, des Theaters, des Amphitheaters sind zum grösseren Theil verschwunden, und verschwunden ein ganzes Drittel der Stadtmauer, da wo im Südosten die alte Strasse von Neapel nach Salerno dicht vorübergeht. Offenbar hat man hier, vielleicht lange Zeit hindurch, Bausteine geholt, und wer nachforschen möchte, würde etwa in Bosco und Scafati die verschleppten Stücke von Pompeji wiederfinden. Ist doch, um ganz nah liegende Beispiele derartiger Entfremdung daneben zu stellen, die Vorhalle des Domes von Salerno auf Säulen aus Pästum gebaut, und eben daher ein schönes griechisches Relief, der Raub der Proserpina, schmückt nun den Dom von Amalfi.

Sonst aber und nachher blieb Pompeji unaufgedeckt liegen, selbst die Spuren jener Nachgrabungen wuchsen wiederum zu, Reben und Fruchtbäume und Aloehecken grünten über dem alten Wohnsitz der Campaner, und seine Stätte war vergessen, bis im Jahre 1748 ein Bauer bei Bearbeitung seines Weingartens auf einen der minder tief verschütteten Theile des Gemäuers traf. Herculaneum war schon zwei bis drei Jahrzehende früher, im Jahre 1720, wieder aufgefunden worden,

durch einen ähnlichen Zufall, indem man einen Brunnen und den Grund eines Hauses grub. Aber während sich hier einer fortgesetzten Aufdeckung bald ein zwiefaches Hinderniß entgegenstellte, die Härte der Lava, an welcher sogar Stahl zersplittert, und der Umstand, daß über den alten Ort hin zwei neue gebaut sind, die man nicht weiter unterhöhlen durfte, Portici nämlich und Resina: während man hiedurch sich genöthigt gesehen die meisten der Herculanischen Ausgrabungen selbst wieder zuzuschütten, ist die Aufdeckung Pompejis durch alle Umstände nur begünstigt worden, und wirklich haben hier die allmälichen Bemühungen eines Jahrhunderts ausser dem ganzen Umfange der Mauern, soweit dieselben mit ihren Thoren und Thürmen noch vorhanden sind, bereits ein starkes Drittel der öffentlichen und Privatgebäude und von jenen gerade die wichtigsten wieder aus dem Schutt gezogen, so daß man zu den Thoren eingehen und durch die Strassen und Plätze wandeln kann, als wäre es eine Stadt von heute. Und wie in einer Stadt von heute tragen, des besseren Zurechtfindens wegen, die Strassen und die besonders ausgezeichneten Häuser ihre Eigennamen, die aber sämmtlich neu und öfters unpaßlich genug erfunden sind: Beispiele hievon werden wir späterhin kennen lernen.

Leider jedoch mußte die Wiederherstellung der Stadt zugleich eine grosse Plünderung derselben sein: man durfte den Bilderschmuck der Tempel und der Häuser und die leichter beweglichen Dinge, welche sich namentlich in diesen fanden, nicht der Zerstörung durch einen neuen Ausbruch des Vesuv, nicht der Beschädigung durch Neugierde und Muthwillen, nicht der Entfremdung durch unberufene Sammler preisgeben; zudem schien es fruchtreicher für die Wissenschaft, wenn all diese Kunstwerke und Geräthe

eigens zusammengestellt und dadurch noch anschaulicher und überschaulicher gemacht würden: und so ist hievon in Pompeji selbst nur das Gröbere und Werthlosere gelassen, meist aber stehen die Häuser leer und nackt da, die Mosaiken sind aus den Fußböden, die Gemälde von den Wänden abgelöst, die Statuen von den Altären, die Geräthe, die Schmucksachen aus den Zimmern, das Brot, die Früchte und die sonstigen Speisen aus den Küchen und Vorrathskammern genommen, und alles zusammen ist in das Museum des Königs, früher nach Portici, von da und späterhin nach Neapel gebracht worden. Der Alterthumsfreund muß nun hin und her reisen zwischen Neapel und Pompeji um sich das Leben dieser Stadt zu einem einigermassen ganzen Bilde zu gestalten.

Treten wir nunmehr in die Räume der letzteren ein, wie und so weit sie uns vor Augen liegen: wir lernen damit nicht bloß Pompeji, wir lernen überhaupt die Einrichtung aller der vielen Städte des Alterthumes kennen, in denen Griechische Art sich mit Italischer und Römischer vereinigte. Von der rein griechischen, der rein italischen Art selbst wird uns die Anschauung nirgend so voll und unmittelbar gewährt.

Eine Eisenbahn (so trifft auf diesem Boden das Aelteste mit dem Neuesten zusammen), eine Eisenbahn, zu deren Seiten Krapp und Baumwolle wachsen, führt den Reisenden bis dicht vor Pompeji hin. Aber noch dicht vor Pompeji gewahrt er dasselbe nicht: denn hohe Wälle, die aus dem weggeräumten Schutte der Ausgrabungen aufgehäuft sind, verdecken, spärlich übergrünt, die Ansicht. Erst hinter diesem Schutt erheben sich die alten Befestigungsmauern, welche meist zwiefach, die äussere tiefer als die innere liegend und beide bis auf 25 Fuß hoch, den Raum der Stadt umschliessen; sie sind in etru-

skischer oder noch cyclopischer Art aus Quadern oder formlosen Steinen und ohne Mörtel erbaut; von Zeit zu Zeit unterbricht die Linie ein höherer dreistöckiger Wartthurm. In solcher Art umgürtet, erstreckt sich die Stadt in ungefährer Eigestalt, nicht ganz eine Viertelmeile lang und etwa eine Achtelmeile breit, von Südwest nach Nordosten. Von den fünf Thoren, die jetzt noch da sind (die im Süden sind mit der Mauer weggebrochen), erscheint als das bedeutendste das grad im Westen liegende, wo man nach Teglana und Herculaneum, mit den jetzigen Namen nach Torre dell' Annunziata und Resina gieng: es hat bei nicht geringer Tiefe einen dreifachen Durchgang, in der Mitte für Wägen, links und rechts für Fußgänger; aussen schließt sich noch ein Wachthäuschen und ein halbrunder Steinsitz an. In jenem ist das Geripp eines Soldaten gefunden worden, die Hand vor den Mund haltend: der Brave hat seinen Posten nicht verlassen wollen, bis die heisse giftgeschwängerte Luft ihn erstickte.

Der Boden der Stadt ist fast durchweg eine Ebene; nur in den Südrand, wo einst das Meer sich näherte, schneidet eine Vertiefung ein, die für den Bau der Theater und des Soldatenquartieres benutzt ist. Die Strassen, welche theils von den Thoren aus, theils ohne Verbindung mit den Thoren, die Stadt durchziehn (bereits sind einige zwanzig bloß gelegt), gehen wie in ebner Fläche so auch meistens in gerader Linie und durchkreuzen sich gewöhnlich im rechten Winkel; auffallend breit oder schmal ist keine derselben, am breitesten, dreissig Fuß breit, die Strasse des Abundantiabrunnens. In der Mitte, wo die Wägen giengen, deren Radspuren oft tief genug eingefurcht sind, ist das Pflaster von Lava; an den Seiten laufen stark erhöhte Fußwege, Trottoirs, wie wir gewöhnlich sagen,

von Puzzolane oder auch mit Steinbesetzung, öfters so, daß vielerlei buntfarbige Steinchen musivisch gemischt sind. Gegen das Anfahren der Wägen schützten Prellsteine; häufig, namentlich an den Strasseneckten, sind quer über den Fahrweg, so jedoch, daß Pferd und Wagen immer noch gehen konnten, grosse Steine gelegt um bei der Höhe des Fußweges und für den Fall stärkerer Regengüsse das Hinüberschreiten zu erleichtern. Und fast in allen Strassen und besonders wieder an den Strassenecken finden sich Brunnen von Stein. Sie wurden, eben wie die Brunnen in den Häusern und die Wasserbehälter der Bäder und der grossen Waschanstalt, durch eine Wasserleitung vom Sarnus her gespeist; jetzt freilich, da diese zerrüttet und verschüttet ist, stehen sie sämmtlich leer, und der Mund der Larven, der einst das Wasser spie, ist trocken. Nur zwei der bisher entdeckten Brunnen haben ihr eigenes und darum auch jetzt noch Wasser, der eine im Casernenhof, der andre in dem s. g. Hause des Mars und der Venus: letzterer ist 116 Fuß tief gegraben.

Die dem Tageslichte wiedergegebnen Gebäude, wie schon bemerkt, reichlich ein Drittel der ganzen Stadt, sind meistens im südwestlichen Theil derselben gelegen, nur wenige auch an andren Punkten: man hat eben dort zufälliger Weise zuerst gegraben. Aber der Zufall ist zugleich ein Glück gewesen. Denn gerade da liegen auch fast all die wichtigsten öffentlichen Gebäude, das Forum, die Basilica, das Theater, das Odeum, die hauptsächlichsten Tempel u. s. f., und nur eins dieser Art an der Ostseite, das Amphitheater. Dabei ist zu bemerken, was auch sonst schon an Städten des Alterthums wahrgenommen worden, all diese Gebäude sind an den äusseren Umfang der Stadt, gegen deren Mauern, ja unmittelbar an die Mauern hin gesetzt, mag

dieß nun geschehen sein, weil sie erst später gebaut wurden, nachdem der innere Stadtraum schon mit Wohnhäusern gefüllt war, oder weil man den Sinn des Bürgers noch besser zur Vertheidigung der Heimath anzufeuern dachte, wenn gleich hinter den Gräben und Mauern die geheiligten Räume des religiösen und des bürgerlichen Lebens stünden und sie vor allen andern ihn zur Beschützung mahnten.

Im Osten also das Amphitheater, wahrscheinlich dieses der Schauplatz, an welchem nach der Erzählung des Dio Cassius die Pompejaner eben versammelt waren, da das fürchterliche Unglück über ihre Stadt hereinbrach: die Weitläuftigkeit des Gebäudes selbst, der grosse freie Raum, der es umgiebt, der Rindermarkt, welcher dicht daneben liegt, und ganz in der Nähe die zwei Thore machten es der erschreckten Menge leicht, so, wie es ihr gelungen ist, sich zu zerstreun und zu fliehen. Es ist, wie die alten Amphitheater zu sein pflegen, eirund, und von solcher Grösse, daß an 20000 Menschen Platz darin fanden. Denn wie die Campaner der Lust an Fechterspielen mit noch grösserer Leidenschaft als selbst die Römer ergeben waren, wie sich in Capua, ihrer Hauptstadt, eine Art von hoher Schule dafür befand, und sie deren sogar im Hause bei ihren Gastmälern aufführen liessen, daß der Tisch vom Blute der Kämpfenden und der Sterbenden bespritzt ward, so hatten auch die Pompejaner ihr Amphitheater nicht für sich allein, sondern für die Nachbarstädte mit gebaut: einmal, als von Nuceria zahlreicher Besuch gekommen, ward es auf einen unbedeutenden Anlaß hin zum Schauplatze blutiger Händel zwischen den beiderlei Bürgern selbst. Es hatten aber jene 20000 je nach Stand und Geschlecht verschiedene Plätze, wie das von Kaiser Augustus für Theater aller Art war vorgeschrieben worden:

doch ist die Befolgung dieser Vorschrift nicht überall so wie hier erkennbar. Die ringsum in dreissig Stufen aufwärts steigende Reihe der Sitze, die s. g. Cavea, sondert sich deutlich in vier Abtheilungen: je die obre derselben war die geringere, grade entgegengesetzt der Anordnung, die jetzt in den Amphitheatern der Spanischen Stiergefechte gilt: zuunterst muß man sich die Stadtbeamten und die Priester sitzend denken, darüber die Kaufleute, sodann das übrige Volk, aber bloß die Männer: denn zu alleroberst war der Platz der Frauen, einst der geringste, aber jetzt der angenehmste, wegen der weiten schönen Aussicht, die er über die Stadt und in das üppig grünende Land, hier nach dem Vesuv und dort nach den übrigen Bergen hin gewährt. Der Frauenplatz ist überdeckt gebaut: die Sitze der Männer hatten über sich den freien Himmel: doch konnten sie nach einer Sitte, welche die Römer sich angeeignet, aber selbst als Campanische Weichlichkeit bezeichnet haben, mit übergespannten grossen Tüchern geschützt werden gegen Sonnenschein und Regen: die Vorrichtungen dazu im Mauerwerke sind noch zu erkennen. Die Frauen hatten auch ihren eigenen, gleichfalls bedeckten Zugang; für die Männer sind deren zwei vorhanden, einer dem andern gegenüberliegend, groß, gewölbt und einst mit Standbildern geschmückt. Der ebene, für die Thier- und Menschenkämpfe bestimmte Mittelraum, die Arena, öffnet sich in drei schmale Gänge, den einen aus den Behältern der wilden Thiere, den andern für die Fechter, den dritten um die todten Menschen und Thiere hinauszuschleifen. Es war, scheint es, ein Thiergefecht, dessen grausame Freuden die Verschüttung Pompejis unterbrach: ausser einigen menschlichen Gerippen sind in den Behältern auch die Gerippe von nicht weniger als acht Löwen ausgegraben worden.

Leider ist, wie schon bemerkt, dieses Gebäude, namentlich durch Wegbrechung grosser Stücke aus seinen Marmorstufen, sehr zerstört und entstellt; auch die Malereien, die ursprünglich rings um die Brustwehr der Arena liefen, haben an der Berührung der frischen Luft sich alsbald abgeblättert: aber auch so gehört das Amphitheater von Pompeji immer noch unter die best erhaltenen und jedesfalls unter die bedeutendsten Denkmäler seiner Art.

Zwei ganze reiche Gruppen öffentlicher Gebäude liegen, nicht weit von einander getrennt, im südlichen Theile der Stadt. Einmal, fast überwältigend durch die Grösse des malerischen Eindruckes, den die schöne Zusammenfügung der einzelnen Glieder hervorbringt, das Forum mit dem Kranze seiner Um- und Anbauten, dem Tempel des Jupiter, denen der Venus, des Quirinus und des Augustus, dem Pantheon, der Curia, der Basilica, dem Chalcidicum, der Fruchthalle und andern kleineren, einstweilen unbenannten Gebäuden, theilweis auch von Tempelform.

Das Forum, der Hauptplatz von Pompeji, nimmt in der Geräumigkeit, die seine Bestimmung zum öffentlichen Versammlungsorte der Bürgerschaft erforderte, ein längliches Viereck ein; auf der einen der schmaleren Seiten steht als Eingang ein hoher Thorbogen in der Mitte zweier jetzt leeren Bildernischen, auf den drei andern eine Halle, gestützt auf dorische Säulen von Travertin. Aber fast keine der Säulen ist mehr ganz; den Fussgestellen, die zwischen je zweien ein Standbild tragen sollten, mangeln diese Standbilder, und das Mauerwerk, aus welchem sie aufgeführt sind, steht ohne bekleidende Marmorplatten da; auch der Marmor, der einst die ganze Bodenfläche weiss überzogen, ist verschwunden bis auf spär-

liche Ueberreste. So ist die glänzende Schönheit, in welcher dieser Raum einst prangte, da noch das geschäftig geräuschvolle Leben des alten Campaniens auf und ab in ihm wogte, durch die Rohheit und Armuth eines spätern Geschlechtes verwüstet worden.

Gegen Norden hin, neben dem Eingange und denselben verengend, ist in den Platz ein Tempel eingebaut, der von der Höhe der gewaltigen Stufen, die zu ihm aufwärts führen, einen beherrschenden Blick über das Forum und dessen ganze Nachbarschaft eröffnet; der Vorderraum, in welchem der Altar gestanden, wird von korinthischen, der abgeschlossene Hinterraum, die s. g. Cella, zu beiden Seiten von einfacheren jonischen Säulen eingefaßt. Die Lage zuoberst am Forum und die Auffindung eines riesigen Jupiterkopfes haben diesen Tempel als den Tempel Jupiters bezeichnen lassen; architectonische Bruchstücke, die zum Unterbau verwendet sind, deuten auf Wiederherstellung eines älteren, durch das Erdbeben zerstörten Gebäudes hin.

Von den übrigen Tempeln, die sich an das Forum schliessen, möge nur noch jener der Venus, an der westlichen, und nächst ihm das Pantheon, an der östlichen Seite desselben, hervorgehoben werden. Der Venustempel, der leider gleichfalls sehr zerstört ist, dürfte einstmals, wie der gröste, so auch der schönste unter allen gewesen sein, die Pompeji besaß. Auch er ist, wie der des Jupiter und die meisten andern, ein längliches Viereck; 48 korinthische Säulen bilden den Umgang, in welchem vorn ein grosser Altar steht, und auf vierzehn Stufen steigt man zu dem Tempel selbst empor. Hier ist unter anderm das Standbild der Göttinn vorgefunden worden, und Wandgemälde hier und in den Zimmern eines dahinter liegenden, den Prie-

stern dienenden Gebäudes. Das sogenannte Pantheon ist ein grosser viereckiger Hofraum, den auf der Vorderseite gegen das Forum hin und ebenso auf der einen inneren Seite eine Reihe gleichmässiger kleiner Zimmer mit breiter Thüröffnung, wie es scheint, Kaufläden, begrenzen, während die Hinterseite einen Altar über Stufen, eine Art Capelle mit den Standbildern des Drusus und der Livia und ein grosses Triclinium, ein steinern aufgemauertes Speiselager, enthält; in der Mitte des Hofes stehen rings um einen nun verschwundenen Altar zwölf Fußgestelle, wie bestimmt für die Bilder der zwölf hauptsächlichen Gottheiten. Hierauf begründet sich, der Grund mag aber unzureichend sein, der Name Pantheon, Heiligthum aller Götter. Ein eigentlicher Tempel ist es jedesfalls nicht gewesen: der ganzen Einrichtung nach sind hier auch andere, mehr profane Dinge, Handelschaft u. dgl. getrieben worden. Dazu stimmt auch das viele Geld, das man bei dem Altar an der Hinterseite gefunden hat, über 1000 Münzen von Silber und von Bronze; dazu auch die Gemälde an den Wänden des Hofes und der Zimmer, die z. B. Land- und Meergegenden darstellen, eine Schauspielerinn, die von Thalia, einen Maler, der von dem Genius seiner Kunst unterrichtet wird u. s. f. Und so meinen Andre, die Priester der verschiedenen Tempel hätten hier die eßbaren Ueberreste der ihren Göttern gebrachten Opfer feilbieten lassen, Andre, es sei ein öffentliches Schlachthaus, wieder Andre, es sei ein Gebäude für öffentliche Festmalzeiten gewesen. Auch dieses alles kann richtig und unrichtig sein.

Nun die Basilica, d. h. das Gerichthaus und die Börse der Pompejaner. Man tritt in dieselbe von der westlichen Säulenhalle des Forums über etliche Stufen ein. Die Form ist im

Ganzen die gewohnte der Basiliken, ein längliches Viereck, innerhalb mit Säulengängen auf den Seiten, die Grundform unsrer mittelalterlichen Kirchen: während aber sonst diese Säulen nur gegenüber den Langseiten laufen, stehen hier auch den schmaleren Seiten solche gegenüber, so daß nun die Säulengänge für sich wieder ein vollständiges Viereck bilden; das Mittelschiff erscheint zu breit, als daß darüber, wie sonst in Basiliken, ein Dach könnte geruht haben; über den Seitenschiffen aber mochten Galerien angebracht sein, getragen von den Säulen und den gegenüberstehenden Wandpilastern. Das Tribunal, der Richtersitz an der schmalen Seite, die dem Eingange gegenüber liegt, sonst immer halbkreisförmig gebaut (in den christlichen Kirchen ist daraus der Chor geworden), erhebt sich hier viereckig, gleich einer Bühne, und wird durch Säulen, die ihn eigens umfassen, von dem übrigen Raume abgesondert. Darunter ist ein Gewölbe, wahrscheinlich für die Untersuchungshaft bestimmt; als man es öffnete, lagen hier zwei Gerippe. Unweit vor der Richterbühne findet sich noch ein grosses Fußgestell: aber die Bildsäule dazu fehlt. Uebrigens ist allem etwanigen Zweifel, ob dieß Gebäude wirklich auch die Basilica gewesen, schon durch die liebe Jugend von Pompeji vorgebeugt worden: sie hat den Namen zweimal an der Aussenwand eingegraben und angeschrieben.

Das Chalcidicum endlich. Dieß Wort bezeichnet sonst eine Halle, die sich als Vor- oder Nebensaal an ein grösseres Gebäude anschließt: in Pompeji nannte man so einen östlich gelegenen Anbau des Forums, der als öffentliches Waschhaus diente: die Zunft der Fullonen besorgte darin von Obrigkeitswegen die Wäsche der Priester und der Magistrate. Deshalb ist hier die Hauptsache ein grosser Wasserteich, mit weissem Marmor ausgelegt, und mit Steinbänken zum Klopfen der

Wäsche besetzt, länglich viereckig, gleich der Halle von 48 Säulen, die ihn umgiebt; zuhinterst in dieser Halle steht das Bild einer Priesterinn Namens Eumachia, mit einer Inschrift, in welcher ihr die Fullonen Dank sagen für die Erbauung des Chalcidicums. Eine andre Auslegung, die jedoch wenig empfohlen ist, sieht in der Halle ein Lagerhaus, in dem Wasserteiche, der allerdings jetzt trocken steht, einen Börsen- und Handelsplatz und in den Waschbänken Tische zum Auslegen der Waaren.

Eine zweite Gruppe öffentlicher Gebäude liegt weiter gegen Osten hin, zwischen dem Forum und dem Amphitheater: es sind dieß die Caserne, das Odeum, das Theater, das Schulhaus und die Tempel der Isis, des Aesculap und des Hercules.

Unter den Tempeln sind die des Hercules und der Isis besonders hervorzuheben. Jener wird auch als Tempel des Neptun bezeichnet, seiner Lage wegen nach der See zu, vielleicht auch weil der Baustil, welchem er folgt, an das gleichnamige Wunderwerk von Pästum erinnert hat; Tempel des Hercules mag man ihn deshalb nennen, weil er zugleich so nahe den Theatern liegt, Vitruv aber in einer der Regeln, die er dem bestehenden Gebrauch entnommen, die Errichtung der Herculestempel in der Nähe der Theater vorschreibt, und weil es nicht unschicklich ist, ein so alterthümliches Gebäude auf den Heros zu beziehen, der nach der Sage der Gründer von Pompeji war. Inmitten eines grossen dreieckigen, von dorischen Säulen umgebenen Platzes, des s. g. Forum triangulare, erhebt sich der länglich viereckige Unterbau; fünf hohe Stufen führen zu allen Seiten hinauf, an der Hauptseite, die gegen Mittag liegt, unterbrochen durch eine neunstufige Treppe; oben als Eingang eine Reihe von acht dorischen Säulen; dahinter vierzig Säulen der gleichen Ordnung ins Quadrat gestellt, als

Umschluß der Altäre, auf denen unter freiem Himmel geopfert ward, und der ummauerten und überdeckten Cella. Doch hier zu allermeist hat man die Verwüstung durch räuberische Hand zu beklagen: jene vielen und gewaltigen Säulen (sie waren von Tuffstein) sind fast alle und fast ganz verschwunden, und mit ihnen, was sonst noch in die Höhe gieng; nur von einigen wenigen stehen noch kurze Stümpfe. Vollständiger erhalten, würde dieser Tempel, obschon nicht groß, dennoch durch seine Maasse und Formen ebenso den Eindruck der Erhabenheit machen, wie jener der Venus noch jetzo den der anmuthigen Schönheit macht.

Weniger als der Tempel des Hercules hat der Isistempel gelitten, den einer Inschrift zufolge Numerius Popidius Celsinus neu gestiftet hat, nachdem ein älteres Gebäude durch das Erdbeben des Jahres 63 zerstört worden. Um das erhöhte Tempelhaus läuft im Viereck ein Säulengang mit mehreren Altären; ein grösserer Altar steht in dem offenen Vorraum; in die Cella mündet von hinten her eine Treppe, die einst vielleicht verdeckt war, und dem Orakeltrug dienen mochte, wie solchen namentlich die Priester dieser Gottheit übten. Auch sonst noch haben sich mancherlei Denkmäler und Spuren des hier begangenen Gottesdienstes und der Priesterschaft desselben vorgefunden, die Standbilder der Isis und ihres Sohnes Horus, das erstere halb vergoldet, ein Venusbild und eines des Bacchus, Wandgemälde, welche Priester der Isis und wiederum diese Gottheit selbst, den Anubis, den Vogel Ibis u. dgl. darstellen, allerlei Tempelgeräthschaften und, den Untergang der Stadt wie ein ganz frisches, ja wie ein kaum geschehenes Ereigniß vor die Sinne rückend, Kohlen und verbrannte Thiergebeine auf dem grossen Altar, in den kleinen Zimmern, die

an den Säulengang stossen, Blumenkränze, die noch des Opfers warten, und die Ueberreste einer Malzeit, Brot und Wein und Hühnerknochen und Fischgräten, und in einem Küchenhause, das einzeln hinter dem Tempel liegt, ebenfalls Speisen und Kochgeschirre und ein Gerippe noch mit dem Küchenmesser in der Hand. Des Gerippes mit dem Rettung suchenden Beile ist schon vorhin Erwähnung geschehn.

Gleich neben dem Isistempel ist noch ein unzweifelhaft öffentliches Gebäude gelegen, ein grosser, auf drei Seiten von Säulen umgebener Raum; in der Mitte ein über Stufen erhöhter Steinsitz. Nach früherer Auslegung wäre das noch ein zweites kleineres Gerichtshaus neben der Basilica und dieser Steinsitz der Sitz des Richters gewesen: jetzt erkennt man darin, wohl angemessener, eine öffentliche Schule mit dem Katheder des Lehrers. Und der schöne freie Raum war auch ganz geeignet für die Leibesübungen, welche das Alterthum mit dem sonstigen Unterrichte verband.

Wenige Schritte weiter führen uns zum Theater hin. Der schöne Parische Marmor, aus welchem die Sitzstufen gehauen sind (im Uebrigen ist es mit dem gewohnten Tuffstein gebaut), hat auch hier die Raublust angelockt: doch ist das Ganze so gut, wie selten sonst, erhalten, mit den drei Thüren, durch welche aus der Hinterwand der Bühne die Schauspieler hervortraten, mit den zwei Treppen, welche die Verbindung zwischen Bühne und Orchestra, zwischen Schauspielern und Chor vermittelten, mit derselben Unterscheidung der halbkreisförmigen Sitzreihen wie dort im Amphitheater, und auch mit derselben Vorrichtung um oben anstatt des Dachs eine Decke auszuspannen. Die Sitze mochten für etwa 5000 Menschen Platz gewähren.

Gleiche Form und Einrichtung bei viel geringerer Grösse und auch gleiche Zerstörung zeigt das Odeum, das unmittelbar an das Theater stößt, ein Gebäude also zunächst für musicalische Aufführungen; nur hat es eben dieses Zweckes wegen ein Dach gehabt. Hier steht auch noch im Beginn der Sitzstufen, schön aus Marmor gebildet, der erhöhte Sessel der Magistratsperson, welcher es oblag, die Aufführung zu leiten.

Theater und Odeum sind beide mit einer geschickten Benützung der Bodenverhältnisse, die auch anderweitig bei Gebäuden dieser Art begegnet, an die Hügelwand angebaut, in welche die Fläche der Stadt hier auf einmal abfällt: nur ihre obersten Sitze liegen in Einer Ebene mit den übrigen Gebäuden, die untersten in der Tiefe. Hier schließt sich an die Bühnenseite des Theaters mit gleichmässiger Fortführung der Linien ein grosser viereckiger Platz an, in welchem noch jetzt ein Brunnen ersehnte kühle Labung spendet; Säulen, die an der unteren Hälfte glatt beworfen und an der oberen canneliert sind, umgeben den weiten Raum; hinter denselben Häuser von der einfachsten Art und ziemlich alle von der gleichen Höhe, nur daß einige noch ein oberes Stockwerk haben; in einem Haus eine grosse Küche, in den übrigen keine. Man hat in dieser Räumlichkeit das Forum nundinarium, den Platz für die Wochenmärkte Pompejis, wiederfinden wollen; sie scheint auch durch ihre Lage beim Theater und ihre ganze Einrichtung den Anforderungen zu entsprechen, die Vitruvius an einen solchen Marktplatz stellt, und in der That haben sich mehrere der umgebenden Häuser als Handels- und Gewerbsläden erwiesen. Aber es erregt Bedenken, daß eine vielstufige Treppe der Zugang zu einem Marktplatze solle gewesen sein, und doch bildet eine solche den einzigen Hauptzugang. Demnach möchte die andre Auslegung

den Vorzug verdienen, nach welcher diese schmucklosen einförmigen Häuser mit der gemeinsamen Küche Soldatenwohnungen und Wohnungen der Gladiatoren waren, eine Caserne mit ihrem Uebungsplatz. Wirklich sind auch Waffen aller Art, namentlich kleine Schilde, wie die Fechter sie brauchten, und Helme, zum Theil von der allerschönsten Arbeit, hier gefunden worden; ausserdem die Gerippe von nicht weniger als 63 Männern, man meint eben von Soldaten, die ohne Befehl nicht ihren Platz hatten verlassen wollen, und in einem Hause ein eiserner Fußblock, der noch die Beine einiger Strafgefangenen umschloß. Daß dann in einzelnen Räumen des Soldatenquartiers auch Handel und Gewerbe, zunächst etwa für die Bedürfnisse seiner Bewohner, getrieben ward, daß solcher Privatverkehr gerade in einem öffentlichen Gebäude dieser Art einen Platz auch für sich fand, das dürfte wohl nichts auffallendes haben.

Hiemit haben wir uns bereits dem zweiten Haupttheil unsrer Schilderung, nämlich dem, was über die Privatgebäude zu sagen ist, genähert. Für den Beschauer ist dieser Theil von Pompeji, abgesehen von seiner bessern, frischeren, beinahe noch ganz frischen Erhaltung (denn der Schutt verbarg ihn ohne zu zerstören), jedesfalls noch um vieles anziehender, hat viel mehr den Reiz der Neuheit, schließt eine grössere Fülle überraschender Belehrungen in sich, als der Anblick der öffentlichen Gebäude gewähren kann. Tempel und Theater und Basiliken haben auch anderweitig genug die Zertrümmerung der alten Welt überdauert, und meist zeigen sie anderweitig ein reicheres Maß der Grösse und der Kunst: Häuser, wie das alltägliche Leben sie erschuf, und wie es sie eben

noch inne gehabt und kaum geräumt hat, und ganze lange Strassen solcher Häuser besitzt nur Pompeji.

Indem wir nunmehr zu diesen übergehn, gehn wir zugleich zu andern Gegenden der Stadt als den bisher von uns betretenen über. Denn an die öffentlichen Gebäude hin und hinein zwischen dieselben haben sich nur wenige Häuser der Privaten gedrängt: sie liegen fast alle nord- und westwärts von den besprochenen zwei Gruppen des Forums und des Theaters; und wiederum sind unter ihnen beinah gar keine Gebäude jener Art zu finden: die nennenswertheste Ausnahme ist für jetzt ein kleiner zierlicher Tempel, den zufolge einer Inschrift Marcus Tullius der Fortuna Augusta gewidmet hat. Der berühmte Redner Marcus Tullius Cicero, wie gemeint worden, kann das nicht wohl sein: das anzunehmen verbietet der Zusatz Augusta, der die Fortuna als eine dem Kaiser günstige Gottheit bezeichnet; wohl aber ein Nachkomme des Redners, wie auch dessen Standbild mit purpurbemalter Toga ebenhier ist gefunden worden. Nach diesem Tempel wird jetzt die ganze Strasse, an der er liegt, und die zuletzt in das Thor gegen Nola mündet, die Fortunastrasse genannt.

Also die Häuser der Privaten, die Wohngebäude und die Gebäude für die sonstigen Bedürfnisse des Alltagslebens.

Die Wohnhäuser treffen, neben all den Verschiedenheiten im Einzelnen und Kleineren, wie die verschiedene Grösse, wie die Besonderheit der Lage, wie Laune und Bedürfniß des Bauherren sie veranlassen konnten, doch in den wesentlichen Hauptsachen sämmtlich überein. Diese gemeinsame Einrichtung aller ist folgende.

Durch die Hausthür tritt man in das Vestibulum, einen schmalen und auch nicht tiefen Gang, so benannt, weil hier

der Kommende seine Oberkleider ab und nachher beim Gehn wieder anlegte. Gleich dahinter öffnet sich in einem geraumeren Quadrate das Atrium, ein oben unbedeckter Hof, gewöhnlich nur von den vier Wänden des Hauses, seltener von einem Säulengang umschlossen. In der Mitte ist das Impluvium, eine mit Steinen ausgelegte viereckige Vertiefung um das vom Dache fallende Regenwasser aufzufangen; an einer der Wände oder oben in der Wand das Lararium, eine Säulenstellung oder Nische für das Bild der Hausgottheit; endlich öfters in einer Ecke eine grosse Kiste von Holz, mit Bronze oder Eisen beschlagen, und so fest in die Wand und den Boden eingeklammert, daß sie nicht wohl zu entführen war. Man meint, der Hausherr habe hier sein Geld verschlossen gehalten: doch wäre der Ort übel gewählt, und in keiner von all diesen Kisten ist auch nur das geringste Geld gewesen. Vom Atrium aus gehen Thüren theils in schmalere Hausgänge, theils in Zimmer: rechts und links neben dem Vestibulum und auf den zunächst anstossenden Seiten meist in kleine Schlafgemächer, in denen die Unterlage für das Bett schon gemauert zu sein pflegt, und in den Gelaß des Thürhüters; auf der Seite aber, die dem Vestibulum gerade gegenüber liegt, in drei Gemächer von etwas mehr Geräumigkeit. Das mittelste und schönste ist das Tablinum, wo die Urkunden des Hauses aufbewahrt und Besuche empfangen wurden, falls man letztre nicht schon im Atrium abfertigte; von den beiden andern wird eines an den gemauerten Tisch- und Bankgestellen deutlich als Triclinium, als Speisezimmer erkannt. In bessern grösseren Häusern befindet sich hinter diesen Gemächern noch ein zweiter Hof, den regelmässig ein Säulengang umgiebt, weshalb er auch Peristylium genannt wird. Hier sind rechts und links wiederum Zimmerräume,

darunter etwa ein zweites Triclinium, dieses dann für die Zeit des Sommers bestimmt: denn die freie Mitte des Peristyls pflegte als Garten eingerichtet zu sein. Zuweilen endlich folgt auf das Peristyl noch ein drittes, grösseres, aber gleichfalls von Säulen umschlossenes Viereck, ein eigentlicher Garten, das s. g. Viridarium: besonders in diesem Falle, aber auch, wo kein solcher Garten vorhanden ist, enthält das Peristylium einen laufenden oder springenden Brunnen mit einem Becken davor im Boden, das zugleich als Fischbehälter dienen konnte. Die Gärten aber eigneten sich für grössere und für kleinere Pflanzen: Sträucher und Bäume hatten im Mittelraume Platz, während für die Blumenzucht eine niedre Umfangsmauer angebracht ist mit einer rinnenartigen Vertiefung um die Erde aufzunehmen: eine Vorrichtung, die sich auch zu Rom in den Thermen des Titus findet. Vom Garten oder vom Säulenhof aus geht öfters ein unscheinbares Thürchen in eine Hintergasse. Manche Häuser haben unter sich gewölbte Keller und dann in diesen die Küche, die Vorrathskammern, die Bäder; wo nicht, so ist für alles das wie für sonstige Bequemlichkeiten im hintern Raume des Hauses selbst, in der Nähe des Tricliniums, gesorgt. Zuletzt die Dächer waren flach, nach südlicher Art: jetzt aber sieht man beinahe keines mehr: der schwere heisse Regen hat sie verzehrt und eingedrückt. Hin und wieder stehn noch die steinernen oder zeigen sich an der Wand die Spuren der hölzernen Treppen, die zum Dache hinaufführten.

So groß Sie nach der gegebenen Aufzählung so vieler Räume sich die Häuser von Pompeji denken möchten, so klein pflegen dieselben doch in Wirklichkeit zu sein, und selbst in den Besuch- und Speisezimmern wahre Miniaturbilder dessen, was uns Bedürfniß und Gewohnheit ist. So haben sie auch mei-

stens nur das Erdgeschoß: obere Stockwerke kommen zur Seltenheit und etwa nur über einem Theil des Erdgeschosses vor, wie es scheint, um noch mehr Platz für Sclaven zu verschaffen. Aber die Alten lebten und noch jetzt leben die Bewohner des Südens weniger zwischen den vier Wänden als wir. Sie verlangten vom Hause beinah nur, daß es ihnen ein schattiges und kühles Gelaß für die Zeit des Essens und des Schlafens gebe: deshalb sind hier auch die Fenster so selten, und noch seltener Glasfenster, und die Zugänge zu den Zimmern können öfter nur mit Vorhängen als wirklich mit Thüren verschlossen gewesen sein. Wo sie den Platz für sonstige Erholung und meist auch den für die Arbeit gesucht haben, zeigen uns Italien und Spanien noch heutiges Tags: in der grossen Stadt Neapel sitzen die Schneider und Schuster auf offener Straße und treiben ihr Handwerk, das Haus giebt Schatten, und das Gewühl der Fußgänger und der Fahrenden stört nicht, es unterhält bloß, und kommt der Abend, so wird das flache Dach erstiegen und die kühlere Luft geathmet, die von der See her weht; der Andalusier richtet sich zur Sommerszeit das s. g. Patio, den Hof seines Hauses, der Atrium und Peristyl und Viridarium, alles zugleich ist, für Tag und Nacht zur behaglichen Wohnung ein, und arbeitet und ißt und schläft im Duft der Pflanzen, im Geräusch des Springbrunnens, im Schatten des Säulengangs oder der Decke, die er über den ganzen Raum ausspannt um der zu heissen Sonne oder dem Thau der Nacht zu wehren. Und wie viel Zeit verbrachten die Alten entfernt vom Hause, wie viele Zeit des Geschäftes oder der Musse in Forum und Basilica und Tempel und Theater!

Bei alle dem ist an den Häusern Pompejis keine Gleichgültigkeit und Vernachlässigung von Seiten ihrer Bewohner

wahrzunehmen. So wenig sie auch in diesen Räumen weilen mochten, so dunkel dieselben bei dem Mangel der Fenster meistens waren, so viel Liebe und Sorgfalt wandten sie doch auf Ausschmückungen aller Art. Und zwar nicht auf Schmuck des Aeusseren gegen die Strasse hin: da erscheint Alles in möglichster Einfachheit, und die einzige Verzierung ist etwa, daß in der Mauer rothe und hellgelbe Ziegel streifenweis mit einander wechseln, oder daß eine rothgemalte Inschrift in Lateinischer, mitunter auch in der Oskischen Landessprache den Namen des Bewohners, öfters auch den seines vornehmeren Schutzherren nennt, wozu vielleicht noch ebenso angemalte Kundmachungen kommen von Kauf und Miethe und öffentlichen Schauspielen. Häuser, die auch im Aeusseren Anspruch machen, sind nur eine Ausnahme, die bedeutendste das Haus der Dioscuren an der Mercuriusstrasse, dessen Aussenseite schon, entsprechend dem reichen Inneren, mit einer Säulenstellung um die Thür und anderweitig geschmückt ist. Auf Schmückung des Inneren aber war man allgemein bedacht. Ganze Reihen von Sälen sind in den Studj zu Neapel angefüllt mit Bilderwerken von Marmor und Stuck und Bronze, die einstmals namentlich die Peristyle Pompejanischer Häuser verschönt haben, und selbst das geringste Haus hat irgendwelche Malerei. Der heitere Farbensinn, der den Südländern eigen ist, und den all der Glanz von Himmel und Meer und Land gleichsam herausfordert, hier in Pompeji hat er sich beinah bis zum Uebermasse geltend gemacht. Haus für Haus, Zimmer für Zimmer ist ein kräftiges Roth die immer wiederkehrende Haupt- und Grundfarbe: nicht bloß der Stucco, mit dem man die aus Lava oder Tuff oder Ziegeln aufgemauerten Zimmerwände überzog, ist beinah überall roth gemalt: die Säulen der Pe-

ristyle zeigen gewöhnlich von unten hinauf bis zur Mitte denselben Anstrich, und roth sind sogar diejenigen, die den Casernenplatz, ja die Säulen und die Pfeiler, die den Tempel der Isis umfassen. Aber der Farbensinn ist vom Kunstsinne veredelt worden, und der rothe Grund der Wände trägt fast immer noch Gebilde höherer Art. Schon manche öffentlichen Gebäude sind reich an Malerei: wir haben deren früherhin genannt; noch reicher die der Privaten. Und sie erstreckt sich über alle Gebiete, deren diese Kunstart irgend mächtig ist: hier ist es eine einfache Linienverzierung, welche die Wand in Felder theilt; dort sind die Felder mit bunten Arabesken gefüllt und eingefaßt; dort im Triclinium sollen Küchenstücke oder Bilder des niederen Lebens die Eßlust und die Fröhlichkeit der Tischgenossen reizen; dort wieder sprechen Landschaften im ernsten Stil und historische und mythologische Bilder die feinere und tiefere Empfindung an; und jene phantastische Architecturmalerei, mit welcher das sechzehnte Jahrhundert auch in Basel manche Hauswand überdeckt hat, kommt schon hier in zahlreichen Beispielen vor.

Allerdings sind nicht all diese Gemälde wirklich Kunstwerke zu nennen, aber doch die meisten; manches ist verzeichnet und vermalt, aber in der Mehrzahl kann die launige Zierlichkeit der Arabesken und der Genrebilder, kann die kühne Leichtheit der architectonischen, kann die Großartigkeit oder Lieblichkeit der historischen und der Landschaftsgemälde nicht übertroffen noch gemeistert werden, und es überrascht, sogar in den Landschaften die vollständigste Kunst der Perspective vorzufinden. Einige Darstellungen, als die des Perseus und der Andromeda und einer Jagd auf Löwen und Eber, wiederholen sich an mehreren Orten: dergleichen darf man für Copien be-

liebter älterer Gemälde halten, wie auch die Benutzung einzelner Motive solcher, z. B. der Aldobrandinischen Hochzeit, schon mehrfach nachgewiesen ist. Das kann aber für uns, da die Originale meist verloren, da überhaupt antike Gemälde fast nur noch aus Herculaneum erhalten sind, den Werth der Pompejanischen mehr nur erhöhen als herabsetzen. Ein anderes ist es, wenn ebenso die Sculpturen häufig nur Nachahmungen sind: denn hier haben wir den Mangel an ursprünglichen Schöpfungen minder zu beklagen. Was endlich noch die Technik der Gemälde betrifft, so sind dieselben, mit wenigen Ausnahmen, wo sich Temperafarben angewendet zeigen, in Fresco ausgeführt: dem verdanken wir die Deutlichkeit und die Kraft und den Glanz, womit uns jetzt noch, nach so vielen Jahrhunderten, aus einer solchen Zerstörung heraus, die Zeichnung und die Farben entgegentreten. Auf einem der vielen Bilder vereinigen sich in eigenthümlicher Weise Malerei und Sculptur: die Fläche wird von erhabener Stuckarbeit unterbrochen, so daß theils die Malerei in Reliefverzierungen eingeschlossen ist, was sich allerdings auch sonst noch findet, theils sogar Reliefffiguren mitten aus der Malerei hervorspringen.

Ausser der Malerei mit Farben ist auch die mit bunten Steinen und Gläsern, ist auch die Mosaikmalerei in Pompeji fleissig geübt worden, zumeist, wie das in der Natur der Sache liegt, um die Fußböden schön und dauerhaft zu schmücken, die der bedeutsameren Räume nämlich, des Vestibulums, des Atriums, des Tablinums; hin und wieder findet man sie auch auf die Wände der Zimmer übertragen. Gewöhnlich haben jene Mosaikböden nur eine einfachere Linearverzierung, und selbst wo eine eigentlich bildliche Darstellung damit verbunden ist, pflegt die erstere vorzuwalten, wie z. B. in dem

Hause des Labyrinths eben das ganze Labyrinth, d. h. ein räthselhafter Kreuz- und Querlauf schwarzer und weisser Linien, und erst in der kleinen Mitte desselben der Kampf des Theseus mit dem Minotaurus abgebildet, oder im Haus des Ebers, welches sich durch die gute Erhaltung seiner übrigens sehr einfachen Mosaiken auszeichnet, und seinen Namen von der gleich im Vestibulum angebrachten musivischen Eberjagd hat, wie also hier ein grosses schachartiges Feld mit einer Einfassung von Mauern und Thürmen, beides auch nur schwarz und weiß, das Abbild einer Stadt ist. Aber es fehlt auch nicht an grösseren wirklichen Gemälden in Mosaik: ich führe nur das gröste und schönste und berühmteste von allen an, das in dem Hause des Fauns an der Fortunastrasse neben andern geringeren ist gefunden worden, ein kühn und kunstreich entworfenes Schlachtbild, ein Gewirre von Mann und Roß und Wagen, und doch mit der überschaulichsten Einheit der Handlung, nach früherer Auslegung eine Schlacht zwischen Alexander und Darius, nach neuerer und besserer zwischen Römern und Galliern. Vor eben diesem Hause ruft schon eine in den Fußweg eingelegte Mosaikinschrift dem Kommenden ein freundliches **Have** d. i. sei gegrüßt! entgegen. Jetzt befinden sich, wie schon erwähnt worden, gleich den Malereien der Wände, auch die meisten und all die schönsten Mosaikfußböden in den Antikensälen zu Neapel, und da wiederum als Fußböden: eine bedenkliche Probe ihrer Dauerhaftigkeit. Daß man es im Vatican zu Rom nicht besser macht, mag als Beispiel, aber kaum zu gegenseitiger Entschuldigung dienen.

Nachdem bisher von der Einrichtung und Ausschmückung der Pompejanischen Häuser im Allgemeinen gesprochen und einzelne derselben nur gelegentlich sind angeführt worden, dürfte

es zweckmässig sein, noch die Namen einiger andern beizufügen, welche in der oder jener Rücksicht als vorzügliche Beispiele gelten können. Es sind dieß folgende.

Das Haus des Cajus Sallustius in der Consularstraße, ausgezeichnet durch seine mythologischen Wandgemälde, wie Mars und Venus, Diana und Actäon, Europa mit dem Stier, Helle auf dem Widder, durch den Brunnen, der im Garten steht, und die schöne Bronzegruppe Hercules mit dem Hirsche, die hier ist ausgegraben worden. Und dieses Haus, eins der grösten und glanzvollsten der Stadt, ist auf seiner Vorderseite, links und rechts dem Vestibulum, ganz eingenommen von einer Bäckerei, einer Wein- und Oelhandlung, einer Wirthschaft für warme Getränke und noch andern zu solchem kleinen Verkehr bestimmten Räumlichkeiten. Man sieht, Cajus Sallustius verstand sein Haus nutzbar zu machen, mochte nun er selbst durch die Hand seiner Sclaven alle jene Geschäfte treiben oder mochten es Miethsleute thun. Uebrigens kommt der berühmte Name Sallustius ausser diesem Hause noch einmal in Pompeji vor: ein Fußgestell in dem freien Mittelraume des Forums, das einzige dort, welches noch mit Marmor bekleidet ist, hat laut der Inschrift ein dem Quintus Sallustius gewidmetes Standbild, d. h. das Standbild des Quintus Sallustius selbst getragen.

Ferner an der Mercuriusstraße das Haus des grossen und das des kleinen Brunnens, so benannt, weil der augenfälligste Schmuck beider in Brunnen besteht, die an der Hinterwand des Peristyliums in Nischen angebracht sind. Beide Nischen sind mit reicher Mosaik, die grössere noch links und rechts mit einer tragischen und einer komischen Maske verziert. Bei dem kleineren Brunnen ist auch das Becken musivisch aus-

gelegt, und mitten darin steht von Bronze ein Amorin mit einer Gans, die aus dem Schnabel noch einmal Wasser gespritzt hat.

Sodann das Haus des Dramatischen Dichters in der Fortunastrasse, reich an den schönsten Malereien: hier befand sich im Atrium der Abschied des Achilles von der Briseis, im Tablinum ein Dichter, der in Gegenwart Apollos und der Minerva seinen Freunden ein neues Werk vorträgt, im Triclinium Leda, die ihrem Gemahl die neugeborene Helena reicht, und hier und dort noch manches andre höchst werthvolle Bild; ausserdem auch Mosaiken: so im Tablinum ein Theaterdirector, der seinen Schauspielern Anweisungen giebt, und eine schon im Vestibulum, ein Hund mit der Unterschrift **Cave canem**, Nimm dich vor dem Hund in Acht! Bulwer, der dieses Haus dem Helden seines Romanes zum Wohnhause giebt, will die übliche Benennung desselben nicht gelten lassen; und doch möchte hier die Namengebung ganz richtig sein, nicht bloß jener bezeichnenden Bilder wegen, die allerdings auch ein blosser Liebhaber der Dichtkunst hätte wählen können, sondern auch und noch mehr wegen der Schauspielermasken, die sich eben hier gefunden haben. Bei der Verschüttung des Hauses ist auch eine Schildkröte, die sich der Besitzer in den Gartenanlagen des Peristyliums hielt, mit umgekommen.

Neben dem Hause des Dramatischen Dichters, und nur durch eine Querstrasse von demselben getrennt, liegt das Haus des Aedilen Pansa, das gröste unter allen zu Pompeji, musterhaft in der regelrechten Anordnung und ebenmässigen Vertheilung des Atriums, des Peristyliums, des Viridariums und der zahlreichen grössern und kleineren Zimmer, und bis in die Küche hinein mit Malereien aller Art, die jedoch mehr

bunt als schön sind, ausgeziert: der Besitzer war eben ein gar reicher Mann, und noch an mehreren andren Gebäuden bezeichnet eine Inschrift ihn als den angesehenen Schutzherrn. Aber auch hier, wie dort im Hause des Sallust, zeigt sich neben der vornehmen Behaglichkeit die Nutzbarmachung: nicht weniger denn sieben Zimmer sind gegen die Strasse hin als Kaufläden geöffnet. Einer derselben muß vorzüglich Aufmerksamkeit erregen, durch ein Kreuz, das in erhabener Stuckarbeit von der Wand herniederblickt: das einzige Merkmal des damals schon bis nach Pompeji vorgedrungenen Christenthumes.

Endlich (ich will Sie mit keiner längeren Aufzählung ermüden, so manches Haus auch noch zu nennen wäre), die neueste der grössern Ausgrabungen, bei der man einmal eine billige Rücksicht genommen und wenigstens von den Gemälden und Sculpturen nichts, wenn schon auch hier die übrigen Sachen sämmtlich, entfernt hat. Es liegt dieses Haus in einer Strasse, welche die Fortunastrasse quer durchschneidet, selbst aber, weil sie nur noch unvollständig aufgedeckt ist, noch keinen Namen trägt. Hier macht besonders der zweite Hof (Peristylium kann man nicht sagen, weil ihm die Säulen fehlen) den anmuthigsten Eindruck: in einer bunt musivischen Nische steht ein bemaltes Marmorbild des Silen um aus seinem Schlauche das Wasser des Brunnens über Marmorstufen hinab und so in das Becken zu ergiessen, das vor denselben in den Boden eingelassen ist; um letzteres sind im Kreise allerlei Figuren aufgestellt, thierische und menschliche, ein Knabe, der die Hand gegen das Sonnenlicht hält, höchst reizend, ein Satyr, dem ein junger Faun einen Dorn aus dem Fusse zieht, ein liegendes Pferdchen, ein Delphin, ein Pfau, eine Gans, ein Hase u. s. f.: es sieht aus wie eine Weihnachtsbescherung. Die

Wandgemälde der Zimmer (sie gehören zu den besten von allen) haben gleich jenem Bild in der Brunnennische und dem Satyrbilde meist einen Bezug auf den Dienst des Weingottes: ein kleineres stellt z. B. traubenlesende Amorinen dar, zwei grössere einen trunkenen Hercules neben Omphale und einen Triumphzug des Bacchus: hier fährt Silen auf einem Wagen, den Stiere ziehn, und hält im Schoosse den jungen gabenspendenden Gott. So hätte man dieses Haus füglich das Haus des Silen oder des Bacchus nennen sollen, wo nicht lieber nach seinem einstigen Herren, dessen Namen eine Inschrift giebt, dem Decurio Marcus Lucretius: man hat es aber, weil an die eine Wand des Vestibulums ein musicierendes Weib gemalt ist, **casa della sonatrice**, Haus der Musicantinn, genannt.

So viel von den Wohnhäusern. Jetzt noch Einiges von den Gebäulichkeiten, die dem alltäglichen Leben und Verkehr ausser dem Wohnhaus gedient haben, und somit gewissermassen wieder öffentliche Gebäude sind, den Bädern, den Kaufmannsläden und den Wirthshäusern.

Badevorrichtungen finden sich schon in nicht wenigen Häusern der Privaten, in einem Haus in der Consularstrasse so reichlich und so in die Haupträume verlegt, daß man hier bereits an Benutzung auch durch andre als bloß die Bewohner desselben denken möchte. Man hat dieses Haus, weil darin drei Standbilder von Priesterinnen der Vesta und Frauenschmuck von Gold und Silber ist ausgegraben worden, für das Wohnhaus solcher Priesterinnen angesehn und es in diesem Sinne Haus der Vestalinnen genannt: doch möchte dazu die Mosaik im Vestibulum einer Hinterthür, das trauliche Wort **Salve** (sei gegrüßt), kaum recht passen, und noch weniger die in und hinter dem Hause zahlreich gefundenen Männergerippe:

eines derselben hatte einen Hund bei sich, ein andres eine bronzene Laterne in der Hand, ein drittes vier Ringe von Gold an Einem Finger.

Ein unzweifelhaftes Badhaus aber, groß genug und selbst großartig für Pompeji, und nur eine Kleinigkeit in Vergleich mit den Thermen Roms, liegt gegen das westliche Ende der Fortunastrasse hin, weshalb dieser Theil derselben auch Bäderstrasse genannt wird. Ein halbrund überwölbter Vorsaal, in welchem der Wand nach Bänke zum Niedersitzen angebracht sind und am Gesimse zierliche Reliefs von Stucco, hat als Apodyterium, als Zimmer zum Auskleiden gedient; aus ihm gelangt man in das Frigidarium, das kalte, in das Tepidarium, das laue, und von diesem aus in das Calidarium, das warme Bad. Das Frigidarium ist rund, von einer Kuppel bedeckt, und auch das grosse, fast den ganzen Boden einnehmende Marmorbecken beschreibt einen Kreis; das Tepidarium dagegen und das Calidarium sind längliche Vierecke, das letztere mit halbrundem Abschluß und beide mit ebensolcher Wölbung. Alle drei Gemächer hatten in der Decke Glasfenster: sonst aber ist beim Calidarium und namentlich bei dem Tepidarium auf die Bequemlichkeit und die Schönheit der Einrichtung mehr verwendet. Beide sind mit Wandnischen versehn; im Calidarium läuft die flachen Pilaster herab und über das ganze Gewölbe eine Cannelierung, offenbar um den sich ansetzenden Wasserdämpfen leichteren Abfluß zu verschaffen; die Wölbung des Tepidariums ist durch Reliefverzierung und Malerei in Felder eingetheilt, und die kurzen Pilaster, die an den beiden Langseiten das Gesimse tragen und die Nischen bilden, sind mit Atlantiden von gebranntem Thon bekleidet, Figuren, die den Ausdruck haben auf Kopf und Nacken von einer schweren Last gedrückt zu sein.

Ausser diesen Gemächern ist auch noch der Wasserbehälter vorhanden und die Röhrenleitung, durch welche das laue und das warme Bad von unten her geheizt wurden, und für eben diesen Zweck im Tepidarium eine grosse schön von Bronze gearbeitete Glutpfanne. Mit der Besorgung der Bäder ist aber, wie es scheint, noch eine Handelschaft verbunden gewesen: man hat hier zugleich an 1300 Lampen von gebrannter Erde vorgefunden, sicherlich um vieles mehr, als bloß für die Erleuchtung der Bäder und zum Schröpfen nöthig waren.

Von Läden, die in grösseren Wohnhäusern angebracht sind, und in denen Handelschaft und Handwerk entweder von den Sclaven des Hausbesitzers oder von Miethsleuten getrieben ward, ist eben vorher zweimal die Rede gewesen: Häuser, in denen sie die Hauptsache und die nur um der Werkstatt und des Kaufladens willen gebaut sind (in den meisten Fällen mochten diese beiden eins und dasselbe sein), zeigen sich durch alle Strassen hin verstreut, am zahlreichsten jedoch, und das nicht unschicklich, in der Nähe des Fortunatempels und an der Strasse, die vom Forum aus nach dem Theater geht; in den ersteren ist, den geschehenen Ausgrabungen nach zu urtheilen, besonders mit Glas- und Bronzegeschirren gehandelt worden. Anderswo trifft man auf Schmieden, Seifensiedereien, Oelhandlungen, wo noch die grossen Krüge, Backhäuser, wo noch die ungefügen Handmühlen stehn, der untere Stein wie ein Kegel, der obere wie ein doppelter Trichter gebildet u. s. f.; auch Apotheken mit Arzeneivorräthen, Wohnungen von Wundärzten mit den Werkzeugen ihrer Kunst und die Werkstatt eines Bildhauers mit mehreren noch unvollendeten Statuen hat man aufgedeckt. Die Gebäude dieser Art sind fast insgesammt sehr klein: ausser dem Laden oder der Werkstatt enthalten sie nur

noch die nothdürftigsten Räumlichkeiten, einige Zimmerchen oder gar nur eines: man schränkte sich eben im Hause ein, und breitete sich dafür so viel als möglich im Freien aus. Gegen die Strasse hin waren die Läden meist nur mit Holz verschlagen; ein Theil des Verschlages konnte als Thüre hin und her geschoben werden. Neben der Thüre pflegen Inschriften von rother Farbe Namen und Gewerb des Inhabers anzugeben; auch kommen Zeichen von Stein oder Thon vor und auch gemalte Darstellungen, Bilder z. B. eines Schusters, eines Kesselschmieds, einmal eines Schulmeisters, der einen querübergelegten Knaben züchtigt, ähnlich also dem Schulhausschilde unseres Holbein. Häufig ist vor den Läden durch die Schutzsteine des Fußweges ein Loch gehöhlt, es scheint, damit ein Käufer, der zu Wagen oder Pferd gekommen, dort den Zügel anknüpfen könne.

Endlich Wirthshäuser gab es in Pompeji von aller Art, sowohl geringere Speise- und Weinwirthschaften (man sieht da noch die Oel- und Weinkrüge, die Simse zum Abstellen der Gläser, die kleinen, eben nur für eine Pfanne ausreichenden Feuerherde) als auch eigentliche Gasthöfe. So der Gasthof des Albinus mit grossen Küchen und Kellern und kleinen Zimmern (im Stalle lagen Haufen von Pferdeknochen), und ein zweiter, der hinter sich einen erhöhten Raum zum Genusse der schönen Aussicht hat: hier ist Geschirr von Roß und Wagen gefunden worden und allerlei Geräthe zum Gebrauch und Schmuck, und fünf Gerippe, deren einige sich umschlungen in Armen hielten.

Fast all jene Schenken aber und diese Gasthöfe liegen an einer und derselben Strasse, derjenigen, die von Herculaneum her durch das dreifache Thor kommt und hier den Namen der

Consularstrasse empfängt, der Gasthof des Albinus innerhalb, der andre ausserhalb der Stadt. Durch dieses Thor also und auf dieser Strasse ist der lebhafteste Ab- und Zugang gewesen, wie der Verkehr mit der reichen Nachbarstadt das bedingte; und es ist noch andres, das eben darauf hinweist: vor dem Thor eine grosse Bank, schön aus Stein aufgebaut und halbkreisförmig, zum Ausruhn für den müden Fußwandrer; ihr schräg gegenüber eben solch ein Sitz in einer tiefen, mit einem Frontispiz über Säulen gekrönten Nische: nahe bei dieser lag im Schutte das Geripp einer Mutter mit einem Knäblein im Arm und zwei erwachsneren Töchtern neben sich; sodann in der Stadt, aber noch an der gleichen Strasse, ein Haus mit weitem Thorweg, zwei geräumigen Höfen und nur einem Zimmerchen: vorgefundene Wagen und Gewichte lassen darin ein obrigkeitliches Waghaus, ein s. g. Ponderarium erkennen; zwei Pferdegerippe, die man auch hier ausgegraben, hatten noch die Glocken am Hals und die Reiter auf sich.

Wir sind jetzt an das Ende der Stadt, es kann aber auch gesagt werden, zu deren Anfängen gelangt: denn eben hier, in der Gegend des Herculaneumthores, geschahen vor hundert Jahren die ersten Entdeckungen. Lassen Sie uns aber hier noch einige Augenblicke verweilen: es zieht sich vor diesem Thore, wie vor keinem sonst, noch eine Vorstadt hin, der Wohnsitz einer von Augustus hergesandten Colonie und darum Pagus Augustus Felix geheissen, und die Bauwerke, die hier zu beiden Seiten der Strasse stehn (vieles muß noch dahinter der Schutt verdecken), sind bedeutsam genug um unsre letzte volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Jener Gasthof liegt vom Thor aus auf der rechten Seite; auf eben derselben, noch näher dem Thore, das Haus des

Mithras, so benannt von der kunstlosen Darstellung eines Stieropfers auf einem Altare, der sich hier befindet. Zur linken, wo sich der Boden südwärts senkt, gewahrt man, hinter einer Reihe von Kaufmannsläden, und noch auf der Höhe des Hügels, ein weitläuftiges Gebäude: leider ist dasselbe durch frühere Nachgrabungen übel zerstört und nach der letzten zum grösseren Theile wieder zugeschüttet worden, so daß sich der Zuschauer mit der schönen Aussicht über das Meer hin zu begnügen hat, die hier sich öffnet. Man nennt dieses Haus die Villa Ciceros: wirklich kann auch der Landsitz, welchen der Redner zu Pompeji besaß, an keiner anderen Stelle als eben dieser gelegen haben: er selber sagt einmal, nur die weite Entfernung und sonst kein Hinderniß mache es unmöglich, von Bauli aus sein Pompejanum zu erblicken: das paßt für ganz Pompeji lediglich auf diesen einen Punkt: an jedem andern würde selbst dem bewaffneten Auge der Anblick irgendwie sonst verdeckt sein.

Weiterhin auf der gleichen Strassenseite ist eine zweite Villa desto besser erhalten, die des Marcus Arrius Diomedes, eines Freigelassenen, welcher Magister der Vorstadt war, eines der grösten und in mehr als einem Betracht das merkwürdigste aller Pompejanischen Häuser. Es ist so an den Abhang des Hügels gebaut, daß man von der Strasse aus in das obere Stockwerk tritt; ein drittes Geschoß, das einst noch über diesem lag, ist jetzt verschwunden. Die Thüre, die von zwei Säulen eingefaßt ist, und zu der man über einige Stufen aufwärts steigt, öffnet sich gegen ein viereckiges Peristyl; daneben links ein zweites kleineres, dem die schräge Stellung zur Strasse nur die Form eines Dreieckes übrig gelassen hat. Gegen das Peristyl: wie nämlich die Alten darauf bedacht

waren, ihren Landhäusern bei aller städtisch bequemen Einrichtung doch den Anschein der Ländlichkeit und der ländlichen Einfachheit zu geben, so liessen sie in denselben das Atrium fort, das bloß für das Leben in der Stadt seine Bedeutung zu haben schien, und verlegten das Peristyl, welches dort der zweite freie Raum war, hier gleich an den Eingang. In dem dreieckigen Hof und den daran stossenden Gemächern finden sich Einrichtungen für kaltes und warmes Bad; von dem viereckigen, in dessen Mitte auch hier ein Impluvium, geht es theils auf Treppen hinab in das untere Stockwerk, theils unmittelbar in grössere und kleinere Zimmer, wie einen Speisesaal und gegenüber der Hauptthür das Tablinum. Durch eine dahinter liegende zweite Zimmerreihe gelangt man auf das flache Dach des Untergeschosses und zweier Bogengänge, die sich links und rechts einem Garten entlang ziehn. Jenes Untergeschoß, das also tiefer als die Strasse und auf gleicher Erde mit dem Garten liegt, enthält noch eine grössere Zahl von Räumlichkeiten, Wohn- und Schlafzimmer und die Küche. Der Garten ist groß, aber doch kaum grösser als der bei dem städtischen Hause des Aedilen Pansa; auf allen vier Seiten umgeben ihn Säulen und links und rechts jene Bogengänge; in der Mitte ist ein Fischbehälter, dahinter noch die Säulen eines kleinen Gartenhäuschens oder einer Reblaube. Endlich befindet sich unter dem Erdgeschoß und den Bogenhallen noch ein grosser gewölbter Keller. Das Bild eines behaglichen Lebens, das sich schon aus dieser so höchst vollständigen Einrichtung des Hauses gestaltet, wird noch vervollständigt durch den Anblick all der weiteren Dinge, die sich hier vorgefunden haben, der Wandgemälde, der Statuen, der Schmucksachen, der Kleider in einem Gemach am Badhofe, des mancherlei Haus- und

Küchengeräthes, der langen Reihe von grossen zweihenkligen Krügen, die an der Kellerwand hin aufgestellt sind und auf deren Boden der Wein und das Oel sich eingetrocknet zeigen. Es ist auch den Bewohnern des Hauses schwer geworden, sich von ihm zu trennen. Zwanzig Personen, darunter zwei Kinder, hatten sich in den Keller geflüchtet: aber selbst da hinein wehte der Aschenregen und erstickte sie und deckte sie zu, und nichts von ihnen ist geblieben als Staub im Staube, ihr Goldschmuck und ihr Gebein, und in der festgekitteten Asche der Abdruck eines jugendlich weiblichen Leibes. Auch an der Hinterthür des Gartens lagen zwei Gerippe mit einem Schlüssel und silbernen Gefässen und einem Sacke voll Gold- und Silbermünzen: sie hatten ihr Leben und ihre Schätze nicht retten sollen.

Verlassen wir jetzt dieses Haus des fröhlichen Lebens und des bittern Todes und richten wir unsre Schritte weiter: wir sind auf den letzten Anblick, der sich uns noch bieten wird, jetzt schon vorbereitet. Rechts und links der Strasse, wo neben dem Gasthof und den Villen noch freier Raum ist, erheben sich Grabmäler und sonstige zum Begräbnißdienst gehörige Bauwerke, und der Villa des Diomedes gerade gegenüber die Grabmäler seiner Familie. Wir stehen nicht bloß an der Strasse, die zwischen Pompeji und Herculaneum hin und her eine lebendig regsame Menge trug, wir stehn zugleich an der Gräberstrasse von Pompeji. Und auch die Gräber und sie besonders geben uns Zeugniß von dem Kunstsinn und dem Kunstfleisse dieser Stadt. Die meisten, über einem hochaufgestuften Unterbau, haben die Würfelform von Altären, die Seiten bedeckt mit Inschriften und mit Reliefbildwerk, welches theils auf das Leben des Bestatteten, theils auf die antiken Vorstel-

lungen von Tod und Unsterblichkeit Beziehung hat; andre sind ähnlich kleinen Tempeln gestaltet; Nischen im Innern des Unterbaues bergen die Urne mit der Asche. Auch ein kleines Gebäude zur Abhaltung des Todtenmales, des Silicerniums, steht da: noch ist der Tisch vorhanden mit dem Lagerplatz für drei Genossen; auch Kränze von Rosen und anderen Blumen sind hier noch vorgefunden worden.

Grabmäler die Landstrasse entlang und zwischen den Wohnungen der Lebenden und dicht bei denen der Ueberlebenden: es lag das im Sinn und in der Sitte der Alten: sie mochten ihre Dahingeschiednen sich gern in der Nähe wissen, sie wollten, daß die Gedächtnißmale der Liebe und Verehrung alltäglich vor den Augen alles Volkes blieben Uns aber mag, wie ganz Pompeji, so namentlich diese Stätte, wo einst an den Gräbern ein reich bewegtes Leben vorüberzog und in Fröhlichkeit lärmte und sich sonnte in allem Glanz des üppigen Behagens, uns mag sie noch ernstere Gedanken an den Unbestand aller irdischen Dinge vor Augen führen, Gedanken, die man sich wohl noch näher als sonst darf treten lassen in einer Zeit wie dieser des Umsturzes und des jähen Todes und in einer Stadt wie Basel, die selbst einmal durch Erdbeben ihren Untergang gefunden hat, und vor deren Thoren die grasbewachsenen Trümmer der alten Augusta Rauracorum liegen. Aber auf den Grashalmen wiegt sich der Schmetterling, das trostreiche Sinnbild der Unsterblichkeit.





